

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Taschentuch	171
Vincent van Gogh. Von Leo Klein-Diebold	179
Winfischgrachdragoner. Von Hugo Salus	186
Als Legionär in Marokko. Von Oskar Wöhrlé	187
Ex oriente. Von Eaden	192
Die Jesuiten. Vom Grafen Hoensbroech und von Karl Jentsch	196
Maturerekenntnis? Von Arnold Honow	198
Juristen als Bürgermeister	202

Nachdruck verboten.

Er erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt beim Verlag **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.** Preis. Jähr. 704.

MANOLI

Neue Marken

Montebello 5, Optima 10



*Treffpunkt der
Weinkenner!*

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Künstler-Klause Carl Stallmann

Jägerstrasse 14.

Pilsner Urquell.

Sekt Graeger Gold

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries, Gicht, Stein, Elwies und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1911 = 13,598 Badegäste und 2,071,167 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.



Berlin, den 8. Februar 1913.

Fastentuch.

Slemens Metternich und Victor Rotschubelj, Oesterreichs Kanzler und Rußlands im internationalen Dienst gezüchteter Minister des Innern, lebten in dem Glauben, den von ihnen vertretenen Reichen sei ein bequemerer Nachbar als die Türkei gar nicht zu erwünschen. Beide hatten Montesquieu gelesen und standen auf seiner Lehre, daß der schwächste Staat stets der angenehmste Nachbar ist. Dem Russen war diese Ueberzeugung eine Nothbrücke, die ihn in das windstille Land zarischer Wünsche trug. Katharina hatte nach dem Ruhm des Slavenerlösers getrachtet, die vom Türken aus Besitz und Recht gepeinigten Völker wider den Bedrucker, den frechen Schänder altslavischen Bodens gespornt und im Russenreich die Heilandsmacht sehen gelehrt, von der die Entjochung zu hoffen ist. Seit Kaiser Paul dem Sultan Freund und Bundesgenosse geworden war und mit flackerndem Hirn immer wieder über die „Nothwendigkeit“ stolperte, die Zarengewalt für die Erhaltung der Türkei einzusetzen, war die Politik der großen catin aufgegeben und die Diener ihrer Erben mußten dem neuen System eine leidlich passende Formel finden. Keine Theilung der Osmanenbeute, rief Rotschubelj (wie später Nesselrode); Rußland braucht in Europa keinen Landzuwachs, darf nicht wünschen, daß Oesterreicher und Franzosen sich dicke Stücke aus dem Leib des Mondstejellandes schneiden, und sieht auf der Balkanhalbinsel lieber einen ohnmächtigen, seines Winkes in Demuth

gewärtigen Sultan als einen Schwarm selbständiger Völker, die der Mutter im Norden einst das Leben verleiden, das Geschäft schmälern könnten. Die Rechnung wäre richtig gewesen, wenn nur der Nachbar die Schwäche der Türken erkannt hätte. Die aber fühlten auch Andere, nicht so Nahe; fühlten schon früh die Briten, die ihre indische Schatzkammer nur, zu Land und zu Wasser, auf von Osmanen bewachten Wegen erreichen konnten. Mußte ein Staatsmann, mußte nicht mindestens ein in der habsburgischen Mosaikmonarchie schrankenlos regirender voraussehen, daß so verlockende Schwachheit zwischen den Starken Konflikte erwirken werde? Metternich bereitete in seiner Schwarzen Küche die Latwerge, die von seinen Nachfolgern seitdem oft als Heilmittel verschrieben wurde: er rieth, just den Reichen, von denen die nächste Gefahr drohte, sich zu verbünden. Da ihn der anglo-franko-russische Dreibund, unter Canning's Führung, überlistet und im Londoner Vertrag 1827 die Freiheit der Griechen gesichert, da Rußland im Frieden von Adrianopel nicht nur das in den Verträgen von Bukarest und Afferman ihm Zugesagte, sondern auch kaukasische Grenzpläze und das Recht auf die Dardanellenstraße erlangt hatte, wollte der am wiener Ballhausplatz Thronende, der alles ohne seine Mitwirkung Entstandene dumm, unsinnig, kindisch zu schelten gewöhnt war, dem Erdkreis beweisen, daß er noch lebe, mit fester Hand noch in die Radspeichen des Weltgeschehens zu greifen vermöge. Am sechsten September 1833 wähnt er sich am Ziel. Seht, in Münchengraeh, seinen Namen neben Messelrodes unter einen austro-russischen Vertrag, der die Türkei schützen, ihre europäischen Provinzen vor der Herrschaft des Egypters Mehemed Ali bewahren und im Fall inneren Zusammenbruches die Unantastbarkeit russischer und österreichischer Rechte verbürgen soll. Doch die Freude währt nicht lange. Als der Egypterschrecken wieder auf Südosteuropa wirkt, empfehlen England und Frankreich eine Flottendemonstration und einen Kongreß, der die Türkei unter die Gemeinbürgerschaft aller Großmächte stellt. Nikolai Pawlowitsch findet den Vorschlag ungehörig. Zwar hat er in Münchengraeh den Fürsten Metternich mit dem komoediantischen Satz begrüßt: „Ich bin hier, um von meinem Chef die ihn nöthig dünkenden Befehle zu empfangen.“ Nie aber wird er aus freiem Willen sich fremder Weisung beugen. Er ist gegen Mehemed Ali, weil nur ein so schlauer Held den Os-

manenstaat retten, Rußlands schwachen Nachbar aufrütteln und in die Macht der Janitscharenzeit kräftigen könnte. Er hat keine Lust, jetzt für die Türkenache zu sechten, möchte aber am Bosporus als der einzige Schutzherr islamischer Völker verehrt werden; und wiederholt drum das alte Sprüchlein: „Wir müssen das heilige Feuer für die feierliche Stunde aufsparen, die Menschengewalt nicht abwenden noch aufschieben kann, für die große Stunde, in der zwischen Gerechtigkeit und Höllenrächten der Kampf entbrennt.“ Das klang; und prunkte in der Blutfarbe kühner Entschlossenheit. Kollektivnote, Gemeinbürgerschaft, Kongreß? Dahinter lauert die Gefahr unerträglicher Ansehensschmälerung. Der Zweck solchen Unternehmens könnte nur sein, den Türken zu zeigen, daß der Hossudar aller Reussen nicht ihr einziger Patron, noch nicht allmächtig in Europa sei. Klugheit rath, dem Vorschlag auszubiegen. In Geschäften, schreibt Nesselrode, „muß man zunächst wissen, mit wem man zu verhandeln hat. In unserem Fall haben wir mit dem Pascha von Egypten zu thun: also mag man die Schiffe der Verbündeten nach Alexandria schicken. Schickt man sie ins Marmarameer, dann sprechen sie zu der Hohen Pforte; und läßt man ihre Schiffe von den Serailmauern widerhallen, dann, fürchte ich, hält dieses geschwächte Reich sich nicht mehr lange. Und wir dürfen, wenn wir der Orientalischen Frage eine Antwort suchen, niemals vergessen, daß sich dabei um eine Ehrenfrage Rußlands handelt: um die Schließung der Dardanellen. Ohne drängenden Zwang soll man sich in der Politik nicht in theoretische Erörterungen einlassen. Das Streben nach Eintracht führt oft in Feindschaft. Mit Oesterreich könnten wir, auf der festen Basis des münchengeräer Vertrages, uns leicht verständigen. England und Frankreich aber haben ja durchaus nicht den Wunsch, die Türkei zu erhalten und damit Rußlands Ruhe zu sichern; sie blicken eifersüchtig auf unsere Vormacht im Orient und möchten da einen Zustand schaffen, der unsere Kraft lähmt.“ Diese Erwägungen soll Strube dem Fürsten Metternich vor's Auge rücken. Dem lächelt die Hoffnung, seines morschen Geistes Licht noch einmal vor dem Blick der Menschheit aufleuchten zu lassen. In meinem Alter, seufzt er, „muß man zu erhalten, nicht zu schaffen suchen; es wäre thöricht, eine Arbeit zu beginnen, die man wahrsch. inlich nicht mehr selbst enden kann.“ Ein neuer Kongreß in Wien: Das gäbe ein Schluß*

feuerwerk, wie er's geträumt hat. Er würde präsidiren; säße vom ersten bis zum letzten Tag dicht an der Rampe; könnte, nach langer Rast, der Sprudeljugend beweisen, was der alte Hegenmeister vermag. Der Zar will nicht? Klemens pfaucht und nennt den ungehorsamen Schüler einen eiteln Narren. Als ihn Brunnow, der sich, auf Nikolais Befehl, mit Palmerston verständigt hat, in Johannisberg besucht, ist der Alte noch mürrisch; fügt sich aber in den Verzicht auf die erträumte Glanzrolle. Aus dem Plan des wieners Spektakels wird nichts. England will vor dem Islam der Wirth sein. Im Februar 1840 beginnt in London die Orientkonferenz.

Am fünfzehnten Juli unterschreiben die Vertreter Englands, Oesterreichs, Preußens, Rußlands den fertigen Vertrag. Die Meerengen bleiben in Friedenszeit allen Mächten, also auch der russischen Flotte, geschlossen; dem Rebellen Mehemed Ali wird das Paschalik Aikon und, als vererbare Würde, die Hausmeiermacht über Egypten gegeben; bringt er nach Kleinasien vor und bedroht Konstantinopel, dann werden die vier Reiche die zur Erfüllung der Schutzpflicht tauglichen Mittel wählen. Frankreich bleibt allein in der Kälte. Wird aber von mindestens zwei Seiten umworben. Palmerston girrt: Ungern haben wir uns von der pariser Regierung getrennt; hoffen aber, bald wieder in guter Gemeinschaft mit ihr ans Werk gehen zu können. Warum nicht? „Die vier Mächte wollen nur der Gerechtigkeit dienen und sind von jedem Eigennuß fern.“ Sie wollen weder Gebietsweiterungen noch besondere Vortheile: so steht's in dem Zusatzprotokol vom siebenzehnten September. Darf Frankreich noch zögern? Nein. Im Juli 1841 stimmt es dem zweiten Londoner Vertrag zu, der ungefähr das Selbe sagt wie der erste. „Europa ist einig und die Unantastbarkeit der Türkei durch ein politisches Axiom gesichert.“ Alle Nachwächter tuten die Weise aus. Der unbequeme Vasall, der den Arm bis nach Kretas Küste gerecht hat, erhält nur, was ihm gebührt; und der Sultan kann wieder ruhig im Harem schlafen. Wer zu diesem Ergebniß mitgewirkt hat, mag sich im Hundstagsglanz sonnen. Ingrimmig aber sah Treitschkes deutsches Auge auf die Ernte, die da geborgen ward. Zum ersten Mal, schrieb er, „war die Pfote als Vertragschließende Macht in eine europäische Konferenz eingetreten und hatte also, vornehmlich durch Englands Schuld, in der Völkergesellschaft des Abendlandes eine Stellung erlangt, welche ihr in

feiner Weise gebührte; denn das europäische Völkerrecht beruht auf der christlichen Idee der Verbrüderung der Nationen, der Koran hingegen kennt nur zwei Reiche auf Erden, das Reich des Islams und das Reich des Krieges; mithin darf ein mohammedanischer Staat die Grundgedanken völkerrechtlicher Gleichheit und Gegenseitigkeit nicht ehrlich anerkennen. Die vielverheißene Gleichberechtigung der Rassenvölker mußte ein leeres Wort bleiben, weil die Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen eben das Wesen dieser unwandelbaren theokratischen Verfassung ausmachte. Die Aufnahme eines solchen Staates in die Rechtsgemeinschaft der christlichen Völker war eine häßliche Unwahrheit; sie wurde jedoch von der aufgeklärten liberalen Welt, die sich der christlichen Grundlagen unserer Kultur nur ungern erinnerte, als ein erfreulicher Fortschritt der Gesittung gepriesen; praktisch schien sie darum erträglich, weil die Pforte im Gefühl ihrer Schwäche sich bald von einer, bald von mehreren der christlichen Mächte leiten ließ.“

Jetzt scheidet, nach sieben ruhmlosen Jahrzehnten, der Räuberstaat der Osmanen aus der Europäergemeinschaft; und sein londoner Vertreter (der wieder, wie der Behendere, der von der Themse einst den Plan zum Hattischerif von Gülhane heimbrachte, Reschid Pascha heißt) ringt die Hände und bejammert vor allen Reportern des Erdballs die boshafte Tücke der Christenwelt. „Wir sind den Wünschen der vier Verbündeten weiter entgegen gekommen, als wir selbst für möglich gehalten hatten. Des lieben Friedens wegen haben wir jedes Opfer gebracht. Schließlich sogar ein Viertel von Adrianopel angeboten. Doch unser Feind ist unersättlich; will nicht einmal zehn Prozent von seiner Forderung ablassen. Und vor unserer Qual, die einen Stein erweichen könnte, bleibt Europa hart. Nur die öffentliche Meinung ist für uns und gegen die verbrecherische Selbstsucht des Balkanbundes.“ Hat der Türke, seit ihn Abenteurer und Gauner beherrschen, auch die Kunst, würdig zu sterben, nun schon verlernt? Daß solches Gewinsel in Europa Widerhall wecken könne, hätte selbst Treitschke nicht geglaubt, als er schrieb, „einer Rotte afrikanischer Bluthunde dürfe nicht länger gestattet werden, auf europäischem Boden ein christliches Volk niederzumeheln“. Heute sollen Europäer das Schicksal der Rotte wie das Martyrium des Gerechtesten, Mildesten betrauern und ihre Ueberwinder in die Barbarengruft verwüns-

sehen. Die sind grausam, rachsüchtig, wölflisch in ihrer Wuth. Täglich lesen wir; und die Einfalt, die nicht Zeit hat, den Dingen nachzudenken, nährt sich von diesem Quark. Wie wars denn? Die geschlagene, fast zermalmte Türkei hat von den neutralen Großmächten Friedensvermittlung, dann von den Siegern einen Waffenstillstand erfleht. Der wurde, am dritten Dezembertag, gewährt; weil die Vier nicht unhöflich scheinen wollten und weil ihre (nur für einen achtwöchigen Feldzug vorbereitete) bulgarische Kerntruppe eine Pause brauchte. Konferenz in London. Die Forderung der Vier ist unzweideutig: Alles Land bis zu der Linie Rodosto (Marmara)-Midia (Schwarzes Meer); alle Griecheninseln; Ersatz eines beträchtlichen Kriegskostentheils. Statt Ja oder Nein zu sagen, machen die Türken die windigsten Schulbubenausflüchte. „Wir müssen erst zu Haus fragen.“ „Wir können die Depesche nicht entziffern.“ Sie hoffen heute, zwischen Oesterreich und Serbien, jauchzen morgen, zwischen Rumänien und Bulgarien werde es zum Krieg kommen. Bieten Bröckchen und schieben spät erst ein ansehnliches Stück in die Düte; trotzdem ihnen gesagt worden ist: Feste Preise; geschachert wird nicht. Die von den vier Königen Abgeordneten meiden nicht jeden Fehler. Kleinstädter, die plögl. im hellsten Licht stehen; in einer Staatsaktion von unabsehbarer Tragweite Hauptrollen spielen; gehätschelt, geheßt, belauert werden. Sie halten sich immerhin gut; und ihr stillster und geistig stärkster Mann, der griechische Ministerpräsident Venizelos, verhütet ärgernden Mißgriff. Daß ihre Geduld eines Lämmleins nicht überdauert, ist begreiflich. Jeder Tag kostet jedes der vier Heere Millionen; und wenn der Bauer im März nicht friedlich den Acker bestellt, trägt sein Feld keine Ernte. Des Siegers Recht, den Kampfspreis zu bestimmen, ist unbestreitbar; der Besiegte, dem er unerschwinglich scheint, kann nur vom Waffenglück Hilfe hoffen. Die fünf Großmächte, die unter der Firma „Europa“ ihre Geschäfte treiben, haben einstimmig, zweimal, erklärt, daß sie die Hauptforderung (Landgrenze Rodosto-Midia) gerecht finden. Um sich nicht von Tag zu Tag soppen zu lassen und den Landsleuten lächerlich zu werden, vertagen die Balkanmänner die Konferenz; bleiben aber in London. Endlich wittert Kiamils Greisennase die Pflicht zum Entschluß. Kein Geld; keine Heerführer; zuchtlos murrende Truppen, in denen kein Fünfchen frohen Soldatenwillens zu füh-

ner Initiative glimmt; überall fehlt's an Geschütz und Munition und die Intendantur hat schmähslich versagt. Fünf Großmächte empfehlen, vier bewaffnete Balkanstaaten heischen die Hingabe Adrianopels. Kann der aus hundert Wunden blutende Leib des Türkenreiches sie weigern? Nur aus Asien winkt ihm Genesung. Der alte Großwesir ist zum Frieden bereit; nimmt die kaum vom Rüstigsten zu tragende Last solcher Verantwortlichkeit auf seine müden Schultern. Schnell sind sie entbürdet. Der Troß, der in Osmans Staat schlimmer als die Pest, viel schlimmer als Abd ul Hamid gehaust hat, zieht den Greis schnöden Landesverrathes und bietet sich brüllend als Bürgen der Reichsrettung an. „Ghe wir auf die europäische Großmachstellung verzichten und einen Stein der ehrwürdigen Sultanshauptstadt Adrianopel dem Feind gönnen, werfen wir uns in den dichtesten Kugelregen.“ Die Montag so wetterten, bitten Donnerstag die Bulgaren, sich mit dem Nordviertel von Adrianopel zu begnügen. Antwort: Nein. Kündigung des Waffenstillstandes. Der Krieg beginnt wieder. Schaltet Ihr Bismard, weil er mehr verlangte, als Favre anbot? Die Balkanstaaten haben gehandelt, wie sie zu müssen glaubten. Trog ihre Zuversicht, gelangen sie nicht ans Ziel, so büßen sie nicht rachfüchtigen Frevel, sondern den Irrthum männlichen Muthes.

Müssen wir solchen Irrthum wünschen? Manche Leiter großer Meinungsfabriken schwören drauf; scheinen kein anderes Wunschziel hitziger zu ersehnen. Wer ihnen lauscht, muß gewiß sein, daß Alldeutschland illuminiren dürfte, wenn das Heer des Ausschusses (für Freiheit und Fortschritt) die Bulgaren schlug. Dann würden die vier Könige behandelt wie weiland Mehemed Ali: jede Majestät bekäme ein Trosthäppchen und der Großherr aller Gläubigen eine neue Police für sein europäisches Haus. Kindern mag man erzählen. Rußland könnte einem Türken Sieg über Slaven nicht thatlos zuschauen. Nicht Menschenliebe noch Drang nach Gerechtigkeit treibt die Großmächte in eisernde Mittlerarbeit; sie wissen, daß zwischen Moskau und Kischinew die waffenfähige Jugend nicht zu halten wäre, wenn Fortuna jetzt den Slaven den Rücken zuehrte. Rußland müßte marschiren, Oesterreich-Ungarn, auch wenn es nicht angegriffen würde, sich irgendwie regen: und vor dem Lenz noch käme der große Krieg. So wars aber nicht gemeint. Daß mühsam konstruirte Geschäft sollte ohne Kriegsaufwand und

Schlachtenzufall abgewickelt werden. Finde Dich, Michel, nach Aschermittwoch in den nüchternen Alltag zurück und wende Dich von den Thoren, die austrommeln, welchen Triumph Dir, Dir allein, diese Quadragesima bringt. Deine Enttäuschung würde viel ärger und viel theurer als Kotschubeijs und Metternichs. Die starben, ehe die quittirte Schlussrechnung vorgelegt wurde, und ließen ihren Erben die Pflicht, zu zahlen, Kriege zu führen und die Hoffnung auf den Vorrang im Orient einzufargen. So langsam schleicht heute das Schicksal nicht mehr. Bleibst Du in Karnevalsstimmung und übernimmst Dich mit Speise und Trank, dann hats Dich beim Ohrläppchen und läßt nicht wieder los.

Zweifache Kriegsgefahr drohte dem verrufenen Jahr. Die erste züngelte um die Frage: Ist der Plan, dem Khalifen sein europäisches Land zu nehmen und ihn nur am Bosphorus, als Britenmündel, zu halten, ohne Widerstand Deutschlands durchführbar? Sie wurde bejaht. In frommer Rührung von unseren Wortführern. „Das Verhältniß zu England war nie intimer; und auch mit Frankreich ziehen wir am selben Strang.“ Ein Quartal brachte Alles in schönste Ordnung. England hat sich in den Entschluß gewöhnt, den (seit Kronstadt und Racconigi verbündeten) Slaven und Lateinern lieber als dem unbequemen Vetter das Regiment auf dem Festland zu gönnen. Erste Folge: der Türkentriumpf entfällt Germaniens Hand. Zweite: Oesterreich erkennt, daß die Bundesgenossenschaft ihm die südöstliche Zukunft nicht sichert; daß fünf Nachbarnauffeine Kosten gewinnen können: Rußland, Rumänien, Serbien, Montenegro, Italien; daß mindestens vier davon diesen Gewinn, früh oder spät, erstreben müssen; daß es noch einmal Metternichs Latwerge schlucken, mit dem stärksten und drum gefährlichsten Nachbar sich verständigen muß. Ouf! Wird Deutschland nun wieder schwierig, dann läßt sich ohne allzu großes Risiko mit ihm reden. Denn Italien macht nicht gegen Frankreich mobil und Oesterreich ist entweder den Russen befreundet oder gezwungen, in Tirol und an der Adria, in Bosnien, Siebenbürgen, Galizien, auf der Wacht zu bleiben. Zwischen der Sinaihalbinsel und Batum hat der westöstliche Dreibund seine wundeste Stelle. Da wäre der Verband zu lockern; vielleicht zu lösen. Doch Deutschland meldet schrill seine anatolische Forderung an: und drei Willenskräfte wachsen zu einer zusammen. Nur eine Kriegsgefahr dräut jetzt noch: Mißgeschick der Bulgaren. Und aus den friedlichsten Herzen fleht das Gebet: „Gieb, Herr Jesus, dem Türken den Sieg!“

Vincent van Gogh.

Vor etwa Jahresfrist erschien hier ein Auszug aus den „Erinnerungen an Vincent van Gogh“ von seiner Schwester Frau du Quesne. Kurz zuvor war die Skizze „Van Goghs Tod“ von Eisler erschienen.

Wertwüdig, wie schnell Sage und Legende ihre Ranken um diesen Mann spinnen, der noch unser Zeitgenosse sein könnte, hätte nicht ein herbes Geschick ihn früh abberufen! Erst wenn der ganze Briefwechsel zwischen Vincent und seinem Bruder Theo (im Verlag von Paul Cassirer) erschienen sein wird, werden diese Ranken das Auge nicht mehr beirren. Am Meisten hat wohl Frau du Quesne zur Verwirrung beigetragen. Aber auch Eisler giebt uns ein durchaus falsches Bild von dem Unermüdlischen, rastlos Strebenden, der doch im Ringen unterlag, bevor er noch sein letztes Wort gesprochen hatte. Eisler macht eine sentimentale Romanfigur aus ihm. Kennte er die Holländer und deren Charakter, selbst der sentimentalsten, er hätte nicht so geschrieben. Er verzerrt das Bild des Menschen, wenn er sagt: „Nach vielen vergeblichen Versuchen fand der Vielumhergetriebene endlich kurze Herberge bei dem Buchhändler K. in Dordrecht.“ Man glaubt, es mit einem Landstreicher zu thun zu haben, der dort aus Mitleid Unterkunft findet, während doch Alles stets zwischen Vincent, seinen Eltern und Freunden reiflich überlegt worden war. Natürlich zog Vater Van Gogh seine jüngeren Töchter nicht in den Familienrath. Deshalb konnte Vincents Schwester auch nicht immer wissen, was und warum es geschah. Sie war damals noch fast ein Kind und auch späterhin hatte sie nicht die offenen Augen und das richtige Verständniß für Vincents Art und Erlebniß. Daß der viel ältere Bruder sich ihr nicht ganz anvertraute, ist begreiflich. War er deshalb ein schlechter Spielfamerad? Die Briefe an Theo, die auch an längst Vergangenes erinnern, und Alles, was die Witwe ihrem Theo nacherzählte, zeugen wider solchen Verdacht.

Ueber Familie und Abstammung sagt Frau du Quesnes manches Interessante; und das idyllische Familienleben des Landpfarrers hat sie hübsch geschildert. Aber das Ganze ähnelt doch mehr dem guten Schulaufsatz eines jungen Mädchens (Elisabeth hat das Lehrerinegamen gemacht) als einer Urkunde von wirklichem Leben. Hier wird ein Vers aus Horaz eingeflickt, dort ein Wenig philosophirt und geschwärmt, wie sich für ein wohlgezogenes junges Mädchen schickt. Weniger wäre mehr gewesen. Nur Auge und Ohr mußten offen sein; dann war nicht viel „Bildung“ nöthig.

Mit einem schmalen, aber für den Bedarf eines Kaufmanns-gehilfen ausreichenden Schussad kommt Vincent im Jahr 1872 nach dem Haag und wird bei Goupil & Co. Lehrling. Sein Onkel Vincent van Gogh, zugleich sein Pathe, ist Theilhaber des Geschäftes. Er gilt als reicher Mann, ist kinderlos, hat den Jungen gern und macht ihn vielleicht zum Nachfolger. Bis in den Juni 1873 bleibt er im Haag. Dort erlebt er die ersten Kunsteindrücke; noch in blinder Wirrnis. Auch später wendet seine Neigung sich oft den heterogensten Dingen zu und weiß allen ihre Reize abzulauschen. Daß er je so unsozial gewesen sei, wie ihn Elisabeth schildert, wird schon hier durch die Mittheilungen über seine Hausgenossen widerlegt; nach allen Verwandten erkundigt er sich und läßt Tanten und Basen immer wieder grüßen. Im Haag beginnt der merkwürdige Briefwechsel. Theo hat den älteren Bruder stets zärtlich geliebt und auch wohl früher als irgendein Anderer Vincents Begabung erkannt.

Im Juni 1873 wird Vincent in das londoner Geschäft versetzt, damit er Englisch lerne. Elisabeth weiß so schlecht Bescheid, daß sie eine Filiale von Goupil nach Berlin verlegt. Auch war Vincent nie in Brüssel thätig und verdiente, schon als Volontair, anfangs vierzig, dann fünfzig Gulden im Monat. Was er in London sieht und hört, schildert er getreulich seinem Bruder. Er spricht von Bildern, die er gesehen, von Kollegen und Hausgenossen, mit denen er verkehrt, von Büchern, die er gelesen hat; auch von seinem frugalen Leben. Sein Beruf beglückt ihn noch. Er schreibt für den Bruder Gedichte ab und fragt eifrig nach Verwandten und Freunden.

Im Mai 1875 kommt er nach Paris. (Frau du Quesne weiß nichts von dem ersten londoner Aufenthalt; sie läßt ihn gleich nach Paris gehen.) In England hatte eine krankhafte Frommheit ihn ergriffen. Von Paris ist er entzückt. Mit einem Bekannten geht er jeden Sonntag in den Louvre und ins Luxembourg. Auch diese Eindrücke schildert er seinem Bruder. Meister der verschiedensten Schulen wirken auf ihn. Merkwürdig ist seine Liebe zu Ary Schefser; neben den Holländern, Israels, Maris und Anderen, die er bei Goupil sah, wird Millet ihm ein Labjal. Dabei denkt er immer an seine Familie und ersinnt für jeden Verwandten ein Geschenk. Als ein unsozialer Sonderling steht er hier nicht vor uns.

Da greift plötzlich ein scheinbar kleines Ereignis in sein Leben ein. Er will zu Weihnachten nach Hause fahren, bekommt keinen Urlaub, geht aber doch auf ein paar Tage. Dies führt zu Auseinandersetzungen mit seinen Vorgesetzten. Zum ersten Mal zeigt sich

die unbiegsame Starrheit seines Wesens. Er fühlt sich ungerecht behandelt; statt durch Nachgiebigkeit und mit des Onkels Hilfe den Streit zu enden, sucht er durch die Zeitung eine Stelle und findet eine als Lehrer in einem englischen Knabenpensionat. Elisabeth hat auch hierüber allerlei Märchen erzählt. Daß Handel Diebstahl sei, hat er nie zu seinem Chef gesagt. Daß er lieber einen Millet oder Israels als einen süßen Ritsch verkaufte, ist leicht verständlich.

Mit Wissen und Zustimmung seiner Eltern geht er im April 1876 nach England. Hier, in Ramsgate, beginnt dann ein ganz neues Leben. Beachtenswerth ist, wie er über Schulen und Schüler spricht; das Schönste sind aber seine Naturschilderungen. Immer und überall sieht er gleich ein Bild und weiß die Stimmung und den Duft wiederzugeben. Er verdient eigentlich nichts, da er freie Station und Wohnung und nur eine Art Taschengeld bekommt. Auf die Dauer ist dieser Zustand nicht haltbar. Nach der Berathung mit den Eltern findet er eine andere Anstellung bei Mr. Jones in Isleworth. Er kommt nun in immer engere Berührung mit den Methodisten und der alte Drang treibt ihn, selbst in Londons Arbeitervierteln zu predigen. Wundervoll sind einige Schilderungen der Riesenstadt und ihres Hyde Park. Er macht alle Wege zu Fuß, da sein Geld knapp ist; nur auf dem Heimweg benutzt er manchmal die Eisenbahn: wenn er eine befreundete Familie besucht und von ihr eine Fahrkarte erhalten hat. Sein Pietismus vertieft sich und er lechzt danach, Prediger zu werden. Da seine Stellung unsicher ist, lehrt er zu Weihnachten heim und tritt dann, in Uebereinstimmung mit den Eltern, in Dordrecht bei einem Buchhändler ein; bleibt aber nur ein Vierteljahr. Inzwischen giebt der Familienrath seinem Wunsch, Theologe zu werden, nach. Im April soll er nach Amsterdam gehen und sich dort durch Privatunterricht für die Universität vorbereiten. Ein alter Admiral nimmt ihn zu sich ins Haus. Mit welchem Recht Cäsar hier von einem „absurden Militär“ spricht, ist nicht klar; die Briefe an Theo lassen ihn anders sehen. Auch hierüber hat Frau du Queşne manches Schiefe mitgetheilt; Thatsache ist nur, daß Vincent ungewein oft in Kirchen ging, manchmal in drei an einem Sonntag. Er verkehrt im Haus eines Oheims, der Prediger ist, und bei einem anderen, der eine große Kunsthandlung besitzt. Latein und Griechisch lernt er nicht beherrschen. (Elisabeth hat anders berichtet.) Sein Lehrer Mendes da Costa erzählt, Vincent habe ihm oft gesagt, man könne das Evangelium auch ohne griechische Kenntnisse den Armen und Clenden künden. In seinen Briefen an Theo hofft Vincent, trotz manchen Klagen, immer noch, sein Ziel zu erreichen.

Aber statt seine ganze Kraft auf die Hauptpunkte zu konzentriren, zerplittert er sich durch allerlei unnützes Zeug. Er zeichnet für seinen Vater und für einen befreundeten Prediger eine große Karte der Reisen des Apostels Paulus und schreibt den ganzen Thomas a Kempis (Die Nachfolge Christi) in französischem Text ab.

Mendes scheint mit dem Vater, der zu Besuch kam, gesprochen zu haben. Vincent soll die Missionarschule in Laeken bei Brüssel besuchen. Im Juli 1878 ist er für ein Weilchen wieder zu Haus und geht dann im November nach Laeken. Der Kursus dauert nicht lange. Dann soll Vincent seine Thätigkeit beginnen. Lange bleibt er nicht, da nur Belgier unentgeltlich ausgebildet werden. Als sich dann nach einigen Monaten eine Gelegenheit im Borinage bietet, wo die evangelische Mission einen Posten haben will, geht er dorthin. In Wasmes hatte die Evangelische Mission, unterstützt von England aus, einen Betsaal errichtet und dort ist fortan das Feld neuer Thätigkeit für den jungen Van Gogh.

Anfangs ist man zurückhaltend gegen ihn; aber auch hier weiß er die Menschen durch sein Mitgefühl bald für sich zu gewinnen. Er ist der Typus eines Urchristen und kann nicht fassen, daß einzelne Prediger in Dingen des öffentlichen, profanen Lebens anders handeln, als sie nach ihrer Glaubenslehre müßten. Wie ein zweiter Franziskus theilt er Alles mit seiner Umgebung und giebt den letzten Heller, den er von Haus bekommt, hin. Er lebt genau wie der ärmste Arbeiter und schläft mit den Kindern seiner Wirthin in einem Bett, weil sie sein Zimmer anders verwenden kann. Bis in den August 1879 bleibt er in Wasmes, dann geht er nach Quesmes bei Mons. Wunder schön sind auch hier wieder manche Naturschilderungen und die Beschreibung seiner Umwelt. Hier beginnt er zuerst wieder, zu zeichnen, und schickt seinem Bruder eine Skizze. Der Vater besucht ihn einmal und predigt für ihn. Er ist nicht, wie Frau du Quesne sagt, gekommen, um den Sohn zurückzuholen. Der aber möchte nur noch zeichnen, durch die Kunst und bildliche Darstellung auf seine Mitmenschen einwirken; und zu Haus, wo die Mittel gering sind, ist man in großer Sorge, weil der Junge den Dingen des praktischen Lebens zu wenig Beachtung schenkt. Da tritt eine Pause im Briefwechsel ein; sein Bruder scheint ihm, wie Vater und Onkel, Vorwürfe gemacht zu haben.

Auch diese Spannung löst sich. Er soll seinen Willen haben. Tersteeg schickt ihm einen Aquarellkasten, und als er von seinem Vater hört, daß er schon längere Zeit hauptsächlich durch den Bruder unterstützt wird, erwärmt das Verhältniß sich wieder. Mit Feuereifer stürzt Vincent sich nun in die neue Thätigkeit. Dreimal

hinter einander kopirt er eine Reihe von Zeichenvorlagen; Holzschnitte nach Millet, Alles, was er herbeischleppen kann. Daneben wagt er kleine Kompositionen und hat die feste Zuversicht, bald als Zeichner Etwas verdienen zu können.

Im Oktober 1880 geht er nach Brüssel, wo ein Bekannter malen lernt. Da kann er profitieren. Der Besuch einer Akademie ist zu kostspielig; auch zu langwierig für sein Alter. Glücklich schreibt er dem Bruder, daß er ein vorzügliches Logis gefunden hat, ganze Pension und Zimmer für fünfzig Francs. Abends besucht er den freien Zeichenkursus der Akademie; manchmal arbeitet er auch mit seinem Freunde Rappard zusammen. Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Brüssel kehrt er, im April 1881, zu den Eltern nach Etten zurück, um in Brabant seine Studien fortzusetzen; in der Hauptsache, weil es billiger ist und er sein Bißchen Geld für Modell und Material verwenden kann. Daß er nach all diesen Wandlungen und Erfahrungen der Schwester und „angehenden Lehrerin“ fremd gegenüber stand, ist nicht zu verwundern. Eher schon, daß sie nie gesehen und geahnt hat, wie der Bruder rang und arbeitete, arbeitete im Schweiß seines Angesichtes. Sie schreibt: „Von einer bekannten Firma läßt er Farben und Pinsel kommen und fängt zu malen an.“ Oder: „Seine Mahlzeiten nahm er immer in einer Ecke des Zimmers ein, den Teller auf den Knien.“ Dabei war sie ihrer Lehrstunden wegen damals meist vom Haus abwesend; und die Eßgeschichte wird von Theos Witwe entschieden bestritten. Elisabeth hat so wenig Verständniß für die Thätigkeit ihres Bruders, daß sie ihn eine Kohlezeichnung „fixiren“ läßt, indem er sie unter die Pumpe hält. Sie hat vielleicht einmal gesehen, daß er sein Aquarellpapier unter die Pumpe hielt. Kaum jemals ist einem Menschen die Kunst so schwer geworden und kaum je hat sich Einer so damit abgequält wie Vincent van Gogh.

Der Maler Maube ermunterte ihn und auf dessen Rath geht er zu Neujahr 1882 nach dem Haag, wo er sich ein kleines Zimmerchen als Atelier einrichtet. Wieder steht er an einem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens. Endlich ein eigenes Atelier! Maube unterstützt ihn mit Rath und That. Vincent ist überglücklich. Allerdings spielt auch die Liebe bestimmend hinein. Im Elternhaus hat er eine jung verwitwete Cousine wieder gesehen; er verliebt sich in sie und will sie durchaus heirathen. Als ihr Vater jagt, er habe ja keine Existenzmittel, antwortet Vincenz gelassen: „Existire ich nicht? Also muß ich doch Existenzmittel haben!“ Er lebt aber von den Spenden seines Bruders und schreibt ihm dennoch ganz stolz: „Die immer sagen, ich taue zu nichts, werden sich

darüber wundern, daß ich nun aus eigenen Mitteln ein Atelier habe.“ Er verkehrt viel bei Mauve und anfangs geht Alles vorzüglich; doch nicht lange. Mauve ist nervös, hat viel mit seinen eigenen Arbeiten zu thun; und Vincent ist wohl nicht immer ein williger Schüler. Als Mauve ihm bei einem Besuch wieder einmal dringend gerathen hat, doch Etwas nach Gips zu zeichnen, bevor er sich ausschließlich der Natur zuwende, wirft Vincent nach der Heimkehr zwei Gipsabgüsse (Hände und Füße), die er sich gekauft hatte, „in den Kohlenkasten“. Mauve kommt nicht mehr zur Korrektur und der Schüler schlägt sich allein durch.

In diese Zeit fällt eine Begegnung, die auf sein ganzes Leben nachwirkte. Abends trifft er auf der Straße ein Mädchen; er findet es besser, als er es von einer Dirne erwartet hatte. Sie steht ihm Modell und er beschließt, sie zu retten. Die zu Haus verschmähte Liebe spielt natürlich mit hinein. Das Verhältniß wird für ihn bedeussam. Auch hier sind die Aufzeichnungen der Schwester falsch. Das Mädchel hat nicht fünf Kinder, wohl aber eins und ist oben-drein schwanger. Vincent nimmt sie zu sich, er theilt mit ihr, was er hat, sorgt dafür, daß sie in einem Asyl niederkommen kann, und herbergt sie nachher mit ihren beiden Kindern in seiner Kammer. Natürlich ziehen sich nun alle Familien von ihm zurück. Er will das Mädchen heirathen. Inzwischen arbeitet er mit unermüdllichem Eifer. Aber er verdient nicht so viel, daß er mit dem vom Bruder Geschickten auch nur bei länglichstem Leben auskommen kann. Nach zwei Jahren ununterbrochenen Ringens und Dabens hat er Schulden; und da er nun selbst einsieht, daß ein Zusammenleben mit der jungen Frau und deren Kindern unmöglich ist, verläßt er auf Zureden des Bruders den Haag und geht nach Drenthe. Die Familie der Frau fand, daß sie früher, auf der Straße, mehr verdient habe; und sie selbst scheint auch des Zusammenlebens überdrüssig geworden zu sein.

Weihnachten kehrt er zu den Eltern zurück. Reibereien mit dem Vater bleiben natürlich nicht aus; die ganze Familie sieht mißtrauisch auf seine Arbeit; nur Theo bleibt ihm treu.

Dann stirbt der Vater plötzlich; und da Vincent zu Haus nicht die volle Freiheit zur Arbeit findet, zieht er nun ganz in sein kleines Atelier. Dort, in Ruenen, hat er mit unermüdllichem Eifer seine Studien fortgesetzt. Theo kommt einmal, zweimal im Jahr. Alle Bilder wandern zu ihm nach Paris. Aber Vincent fühlt immer mehr das Bedürfniß, wieder im Kunstleben zu stehen und mehr Berührung mit Künstlern zu haben. Er geht, plötzlich, im Herbst 1885, nach Antwerpen. Anfangs nimmt er sich Modelle ins Haus;

er möchte verdienen, erreicht es aber selten. Als er nicht weiter kann, besucht er einige Monate lang die Akademie. Im Frühjahr geht er zu Theo nach Paris. Bald ist er völlig gewandelt. Während er in Brabant und Antwerpen vor dem Bruder stets eine dunkelgestimmte Malerei vertheidigt hat, sucht er nun selbst das hellste Licht wiederzugeben. Einige Sachen aus seiner ersten pariser Zeit lassen deutlich den Einfluß von Renoir und Pissarro erkennen. Er lernt durch seinen Bruder alle möglichen Künstler kennen und wird besonders befreundet mit Gauguin. Ueber diese Zeit weiß man einstweilen nur wenig; Frau du Quesne giebt gar keine Aufschlüsse. Wenn Theos Witwe, die ihn damals kennen lernte, ihre Aufzeichnungen veröffentlicht, wird man klarer sehen.

Dem allgemeinen Zug nach stärkerer Sonne und intensiverem Licht folgt auch Vincent; er geht in den Süden, in die Provence. Eine Weile ist er mit Gauguin in Arles. Aus dieser Zeit sind seine Briefe wieder die besten Beweismittel. Sie werden viel Neues über ihn aussagen. Ist es doch die Zeit seiner Reise, der Hochsommer seines Schaffens. Aber ein unerbittliches Verhängniß treibt ihn frühem Ende entgegen.

Ihm war nicht beschieden, sich in Ruhe entwickeln zu können; sein Leben war ein ständiger Kampf, ein Kampf bis aufs Messer. Gegen die Noth und mit der Kunst hat er gerungen wie ein Verzweifelter. Dennoch hat er viele Werke hinterlassen, die man immer zu den besten aller Zeiten zählen wird. Schrott aber hätte er die Leute von sich gewiesen, die seinen Namen jetzt gern auf ihr Vanier schreiben, um ihr Nichtkönnen unter der Masse des „Neuen“ zu verbergen. Wie hat er gearbeitet und stets nach Wahrheit gerungen; und wie ist er stets für ehrliche Arbeit eingetreten! Einß verstand er nicht, worauf die Jüngsten sich heute so gut verstehen: „la blague“, die schlaue Kunst, „d'épater le bourgeois“. Er war eine durchaus aufrichtige Natur von unerbittlicher Ehrlichkeit gegen sich selbst und gegen Andere und ruhte nicht eher, als bis er das Letzte gegeben hatte, was ihm erreichbar war.

Noordwijk aan Zee.

Leo Klein-Diebold.



• Eine Eiche, die auf der windigen westlichen Spitze eines felsigen Hügelß steht, wird eine ganz andere Form erlangen als eine andere, die unten im weichen Boden eines geschützten Thales grünt. Beide können in ihrer Art schön sein, aber sie werden einen sehr verschiedenen Charakter haben und können daher in einer künstlerisch empfundenen Landschaft wiederum nur für einen solchen Stand gebraucht werden, wie sie ihn in der Natur hatten. Thöricht aber wäre es, allerlei profane Zufälligkeiten aufzeichnen zu wollen. (Goethe.)

Windischgraetzdragoner.

Generalfeldmarschall Josef Graf Daun
Möcht' gern den Feind in Stücke haun.
Siebenmal auf die Höhen bei Kolin
Ließ der Große Fritz seine Blitze sprüh'n;
Jetzt, Daun, Du Sauderer, mügest' Du wagen,
Nicht abwehren bloß: angreifen und schlagen!

Und der Reiteroberst, Regiment von Eigne,
Kühn sprengt er vor den Feldmarschall hin:
„Excellenz, ich bitte, mein Regiment,
Ganz junges Volk, es glüht, es brennt,
Ich höre sein Blut in den Adern brausen.
Laß uns auf den Feind herniederfausen!“

Laßt Daun: „Die Frechheit macht mich starr!
Mit den Grünschnäbeln willst' Du richten, Du Narr,
Mit den Milchgesichtern, rosig und zart,
Mit den Mädellippen ohne Bart
Segen die Knasterbärte des Großen Fritz'n!“
„Ich bitt', Excellenz!“ „Nun, Gott mag Euch schützen!“

Und sie preschen nieder, Donner und Witz!
Die Windsbraut versteckt sich, es kehrt sich der Fritz.
Von oben Kartätschen, hier Säbelgesitz,
Sie lassen nicht locker! Das ist kein Witz!
Sie brüllen Hurra und die Kasse keuchen,
Sieg, Sieg! Und der Große Fritz muß weichen!

Das war eine Schlacht! Vierzehntausend Mann,
Erprobte Soldaten, glaubten daran;
Und viele Fahnen und schweres Geschütz
Fehlten am Abend dem Großen Fritz.
Jetzt staun', Graf Daun! 's thuns nicht bloß die Alten!
Er nickt: „Hätts nicht für möglich gehalten!“

Einst Eigne, jetzt Windischgraetzregiment,
Kein Oestreicher, der die Dragoner nicht kennt:
Sie tragen noch heut keine Schnurrbärte nicht
Und tragen sehr stolz ihr glattes Gesicht:
So wollen sie glatt in den Feind einreiten.
Und so solls bleiben in Ewigkeiten!

Als Legionär in Marokko.*)

Am Marokkanischen gährte es längst. Die Meldungen lauteten immer bedrohlicher. Als die Besatzungen einiger Forts im Süden nach der Grenze marschirten, wußten wir, daß es galt. Der Mülhaufer streichelte sein Gewehr wie ein Mädchen und sagte: „Halte Dich gut! Du bekommst bald Arbeit!“ Die Alten hochten Stunden lang über Karten und überlegten, wo es wohl losgehen würde. Bei einem Kleiderappell fragte der Hauptmann nach Freiwilligen. Keiner blieb im Glied. Alle traten vor. Er hatte eine große Freude und sagte, den Tag werde er uns nicht vergessen. Von der Stunde ab bekamen wir Kriegslöhnung, vier Sous im Tag, und waren die meiste Zeit betrunken.

Am nächsten Sonntagnachmittag gab's keinen Ausgang. Alle sagten: Das bedeutet was. Die Kantine war überfüllt und die Wirthin hatte alle Hände voll zu thun. Ein alter Legionär stieß ein paar Weinflaschen um, sprang auf den Tisch und hielt eine Rede. Mittendrein kam der Bataillonschreiber gerannt und brüllte aus vollem Hals: „Wir marschiren! Wir marschiren!“ Da war kein Halten mehr. Die Marfeillaise wurde gesungen, der Legionmarsch gepfiffen, Alle waren befoffen von dem einen Gedanken: Wir marschiren! Der Mülhaufer zerrte mich hinaus, mit Gewalt fast, und sagte: „Kamerad, wenn Du wem zu schreiben hast, so thus. Die Geschichte kriegt einen ernsten Mund.“ Die ganze Nacht war ein Gejöh, Lärmen und Singen. Viele erbrachen sich. Ich machte meine Sachen bereit. Um zwei Uhr morgens blies es Generalmarsch. Eine halbe Stunde später marschirten drei Compagnien zur Stadt hinaus, unsere voran, gleich nach der Musik, die die lustigsten Lieder spielte. Vor der Stadt kehrte sie um und ging zurück. Wir aber marschirten in das schweigende Land. Hart und scharf lösten sich unsere Schritte vom Pflaster; klack-klack. Der Gaul des Hauptmanns warf den Kopf auf und wieherte.

Gegen Tag machten wir die erste Rastpause; die Compagnien folgten einander in großen Abständen. Die Kampfstimmung vom vorigen Abend war bald verschwunden; je höher die Sonne stieg, desto tiefer sanken die Schüdel, desto unregelmäßiger wurden die Schritte. Wir kamen an Weinfeldern vorüber, die abgeerntet wurden. Große Bütteln mit eingestampften Trauben standen am Weg. Wir hatten Durst und schöpften den süßen Saft in unser Käppi und tranken in langen Zügen. Den Kapitän ließen wir schimpfen, wie er wollte. Erst als er den Degen aus der Scheide wirbelte, hörten wir auf und setzten den Marsch fort. Aber die Unzufriedenheit saß in unseren Reihen, schwerte jeden Schritt und grub Verwünschungen aus den Herzen.

Morgens um zehn Uhr kam der Befehl zum Lagern; wir schwenkten

*) Bruchstückchen aus dem schlicht und nett geschriebenen Buch „Der Baldamus und seine Streiche“ (auf der Walze, in der Fremdenlegion, als Soldat), das im Verlag der Lesche in Stuttgart erscheint.

von der Straße ab, einem kleinen Hügel zu. Der Kapitän stellte Wachen aus. Wir Anderen setzten die Gewehre in Pyramidenform zusammen. Wie sich die Brust aufthat und Luft holte, als der drückende Tornister am Boden lag! Zum Verweilen und Ausruhen gab's vorerst keine Zeit. Die Unteroffiziere theilten die Leute ihrer Korporalschaften ein. Der Mülhauer schickte mich mit einem Polaken auf die Holzsuche. Es war schwer, Etwas zu finden. Nach zwei Stunden erst kehrte Jeder mit einem Arm voll brennbarem Zeug zurück. Während dieser Zeit hatten die Anderen die Zelte aufgeschlagen und mit kleinen Gräben umzogen, so daß das Wasser bequem ablaufen konnte, falls es regnen sollte. Auch Kochlöcher waren gegraben; in manchen brannten schon Feuer. Der Mülhauer murrte, weil wir so spät kamen. Bald hatten wir unseren Topf aufgesetzt; eine Stunde später hieß es: Das Essen ist fertig. Es war freilich sehr bescheiden; eine Wassersuppe mit zwei Erbswürsten pro Mann. Nachher wurden die Wachen vertheilt. Da es mich nicht traf, froh ich ins Zelt. Den Tornister benutzte ich als Kopfkissen.

Wieder blies es. Ein Durcheinander und Fluchen. Die Zelte wurden abgepackt. Jeder wollte am Schnellsten fertig sein und verwurstele dabei mehr, als recht war. Um elf Uhr nachts wurde aufgebrochen. Wir marschirten mit Sicherheit. Ich kam zu der dreiköpfigen Spitzengruppe. Ein Unterlieutenant hatte das Kommando.

Solche Marschnächte sind unheimlich, besonders wenn der Mond abgeht und das Dunkel sich über die Landschaft wirft, alle Sinne aufpeitscht und doppelt empfindlich macht. Die Augen bohren sich wie Dolchmesser in die Finsterniß und können doch nichts erschauen. Die Ohren hörchen ins Land und werden jeden Augenblick von den Geräuschen der Ferne getäuscht. Der Athem geht gepreßt, verhalten, wird zur körperlichen Qual, das Herz kommt aus seinen Hartschlägen nicht mehr heraus.

Am dritten Tag marschirten wir in Sidi-bel-Abbes ein, über und über bedeckt und naß bis auf die Haut; denn es regnete. Die wenigen Leute in den morgenstillen Straßen wandten nicht einmal die Köpfe nach uns. Das militärische Bild war ihnen nichts Ungewohntes. Wir bezogen in einer leerstehenden Kaserne Quartier, die zum Ersten Regiment gehörte. Von diesem Regiment waren schon zwei Compagnien an die Grenze geworfen worden; es hieß sogar, sie seien bereits in Marokko einmarschirt.

Wir brannten darauf, auch dorthin zu kommen und endlich den langweiligen Innendienst los zu sein. Um so mehr, als wir einen frischen Lieutenant erhalten hatten, dessen Lieblingsbeschäftigung darin bestand, den ganzen Tag in den Stuben herumzuzuschnuppern und den Kapitän mit seinen blödsinnigen Meldungen unnütz aufzuregen. Drei Wochen schlichen dahin, ausgefüllt mit Exerciren und den gewohnten Nebenbeschäftigungen wie Stockfichten und Boxen. Die zwei Compagnien unseres Bataillons, die am selben Tag wie wir in Sidi-bel-Abbes eingetroffen waren, hatten schon längst ihre Marschordre er-

halten. Nur wir konnten nicht vom Fleck. Als ich dem Mülhauer klagte, jagte er: „Bub, sei froh, daß wir noch lebendig hier sitzen; das Elend kommt früh genug!“

Genau dreißig Tage nach dem Einmarsch fuhren wir zur Stadt hinaus. Seltsamer Weise nach Oran, wo wir zwei Tage blieben; dann ging's mit der Bahn nach der Stadt Algier weiter. Die Fahrt war scheußlich. In enge, kleine Wagen zusammengewürfelt, erstickten wir fast vor Hitze. Nach der Ankunft in Algier meldeten sich zweiundvierzig Mann krank. Der Arzt schrieb alle gesund, der Hauptmann raste und schwor, wenn wir wieder in Saïda seien, werde er jeden eine Woche oder zwei ins Loch stecken.

In Algier wurde unsere Compagnie getheilt. Ich kam zur größeren Hälfte und machte den Marsch nach Bisftra (im Inneren des Landes) mit. Unterwegs verschwanden zwei Mann; es hieß, sie seien desertirt. Ein Ungar erschoss sich; der arme Kerl hatte in der letzten Zeit kaum mehr laufen können; seine Füße waren eine eitrige Wunde. Dennoch wurde er von Ort zu Ort mitgehört und, als alles Zureden nicht mehr nützte und er schlapp machte, an einen nachfolgenden Fouragewagen gebunden, der ihn halb tot schleifte. Er wurde neben der Straße eingeloht. Drei Salven über die Grube die einzige Ehre.

Wir waren erbittert und schimpften, um so mehr, weil Alle wußten, daß Algier und Bisftra Bahnverbindung hatte und der anstrengende und zermürbende Marsch ohne zwingende Gründe geschah. Der Adjutant hatte es uns schon oft ins Gesicht geschrien: „Ihr Kaffern braucht Euch nichts einzubilden! Wenn Einer von Euch Hundes verreckt, ist's wurst; für fünf Centimes im Tag kriegen wir einen Anderen.“

Auch in Bisftra war Kasernenquartier für uns bereit. Wir erhielten hier zum Theil neue Ausrüstung und durften eine Woche verasten. Das that bitter noth. Alle von uns waren abgemagert und eingefallen, die Augen lagen tief im Schädel, die Backenknochen drängten sich vor und gaben uns das Aussehen von Totenköpfen.

Die Spannkraft des Legionärs ist erstaunlich. Nichts hat er schneller vergessen als schlechte Tage. Kaum waren die ersten Gläser Wein hinunter: da fanden die rauhen Kehlen verlorene Töne und frohe Laute wieder. Wenn es auch nur Totenlieder waren, die sich an den Kantinenwänden stießen und frech und breit zu allen Fenstern hinausschwollen auf den leeren Kasernenhof, sie ergriffen doch als Seelen-auffreier, als Brücken, die hinüber trugen in ein anderes Land und für Augenblicke die Wirklichkeit und den inneren Jammer wegtäuschten.

Im Hinterland rebellirten einzelne Stämme und zerstörten französische Ansiedelungen. Das war der Hauptgrund, warum die Garnison in Bisftra durch uns verstärkt wurde. In der zweiten Woche rückten wir, achtzig Mann stark, aus. Jeder hatte außer den Patronen für fünf Tage Konserven und einige Scheite Brennholz gefaßt. Der Weg führte ausschließlich durch bergiges Terrain. Wir kamen nur langsam vorwärts, da wir nirgends gebahnten Pfaden folgten. Unjere Führer,

zwei Araber, schienen die Gegend gut zu kennen; wenigstens waren sie über die einzuschlagende Richtung nie im Zweifel. Nach der ersten Etape lagerten wir anderthalb Tage. Die älteren Legionäre benutzten die lange Rast, um die mitgenommenen Vorräthe aufzueffen. Sie behielten nichts als Zwieback und ein Wenig Chokolade. Einzelne sagten, dadurch werde der Tornister um etliche Pfund leichter und erspare ihnen eine große Last beim Marschiren. Das Bischen Hunger seien sie schon gewöhnt. Wir Jüngeren ließen uns verleiten, es ihnen darin gleichzuthun. Das rächte sich bitter. In den folgenden Tagen war nirgends Probiant aufzutreiben. Wir krepirten fast vor Hunger. Dazu kam, daß die Wafferrationen äußerst klein bemessen waren und wir Durst litten; auch mußte jeden Tag für die Suppe ein halber Liter zurückbehalten werden. Wer kein Wasser zusteuerte, konnte bei der Suppenvertheilung zusehen, erhielt aber nichts. Am dritten Tag trafen wir auf eine ausgeräuberte französische Farm, die erst vor Kurzem von Beduinen niedergebrannt worden war. Obwohl mehrere Patrouillen ausgesperrt wurden, fanden sie nirgends Spuren. Da beschloß der Hauptmann den Rückmarsch. Ich war schlapp zum Umfallen; den Tag darauf verschlimmerte sich mein Zustand sehr. Hätte mir der Mülhauer nicht Chokolade zugesteckt, ich glaube, ich wäre um die Ecke gegangen. Auch manchem Anderen sah man das Elend an.

Doch kam neues Leben in die müden Knochen, als die Vorhut meldete, sie habe zwischen den Felsgruppen eines Hügel's Araber gesehen. Die Ungewißheit, ob es Feinde seien oder nicht, dauerte nicht lange. Ein weißblaues Wölkchen zeichnete sich drüben ab, dann wieder eins, dem eben so rasch der Knall folgte. Der Kapitän gab Befehl zum Ausschwärmen. Mit gekrümmtem Rücken krochen wir in die nächsten Deckungen. Ich äugte hinüber, sah aber nichts als Gestrüpp und Felsen und Grasbüschel. Vorsichtig schaute ich mein Gewehr nach, ob es auch richtig geladen und in Ordnung sei. Es stimmte. Aber wie ich das Schloß öffnete, merkte ich, daß mir die Hände zitterten. Der Korporal hinter mir kommandirte, wir sollten in Sprüngen vorgehen. Wir zehn Mann schnellten mit einem Satz in die Höhe, rannten zwanzig, dreißig Meter vorwärts und warfen uns nieder. Während des Sprunges war es drüben lebendig geworden. Es knallte. Dicht vor mir sprangen Splitter von einem Stein; hier war eine Kugel aufgeprallt. Ich bekam ein Gefühl im Hals, als müsse ich ersticken. Der Stirnschweiß rann mir bis in die Augen; vergeblich mühte ich mich, ihn mit dem Rockärmel aufzutunken. „Vistir 450 Meter; Feuer!“ Wie mein Gewehr lösging, weiß ich nicht. War das Magazin leer, lud ich von Neuem, genau mit den selben Griffen, die mir auf dem Exerzirplatz eingebrillt worden waren. Meter auf Meter gewannen wir an Boden und rückten dem Feinde näher. Bald hier, bald dort flogen Steinsplitter. Mein Nebenmann, der hinter einer Felsgruppe hockte, wurde ins Auge getroffen und fiel um. Es schüttelte mich. Ich mußte an mich halten, um nicht zu erbrechen. Aber ich überwand die Schwäche; und mit jedem Schuß, den ich hinausjagte, wurde ich ruhiger und sicherer. Das merkte

ich daran, daß ich nicht mehr ins Blaue hineinschoß und bei jedem Abzug die Augen zudrückte, sondern eifrig auspähte und Ziele suchte. Die Anderen sprangen weiter vor. Ich konnte nicht gleich mit, da ich es nicht wagte, den Fels hinunter zu springen. Als ich an dem Gefallenen vorbeikroch, nahm ich ihm die Patronen ab. Auf Knien und Ellenbogen schaffte ich mich weiter und lag bald wieder in der Feuerlinie. Auch der Hauptmann kam herbeigefrohen und trieb uns zum Vorgehen an. Schließlich schrie er: „Auspflanzen!“ Noch eine kurze Rastpause; dann ging's im Sturm vorwärts den Hügel hinauf. Nun wurde es im Gestein lebendig. Der Feind zog sich heftig feuernd zurück, bevor wir ihn erreichten; wir in Einem fort hinterdrein, bis wir oben auf der Kuppe standen. Da ertönte das Signal: „Halt!“ Wir mußten die Verfolgung aufgeben. Die Araber hatten ihre Verwundeten mitgenommen. Von uns waren Zwei gefallen und Einige leicht verwundet, darunter auch der Mülhauser, der einen Schuß in den linken Oberarm bekommen hatte. Zuerst glaubten wir, die Zahl der Gefallenen sei größer, denn drei Stück lagen am Boden und rührten sich nicht. Wie sich aber herausstellte, war ihnen in der Angst bloß etwas Menschliches begegnet, was sie am Aufstehen und Gehen hinderte. Das war zu begreifen; die Drei standen heute zum ersten Mal im Feuer. Nachdem die Verwundeten verbunden, die Toten begraben, die Hosen ausgeputzt waren, ging's nach Bisra zurück. Der Hauptmann hatte uns Wein versprochen und hielt Wort. Wir lehrten in eine Wirthschaft ein, wo wir zwei Stunden lang trinken konnten, so viel wir wollten. Keiner blieb nüchtern. Lieber singend und die Einheimischen ausipottend, torfelten wir nach der Kaserne zurück. Der Mülhauser kam ins Lazareth und wurde drei Wochen später geheilt entlassen. Ich hatte ihn mehrmals besucht. Das rechnete er mir hoch an.

Die nächste Zeit wurde mit kleineren Marschen in die Umgegend ausgefüllt. Sonntags vergnügten wir uns in Weinwirthschaften oder arabischen Kaffeehäusern. Selten ging eine Woche ohne Streitigkeiten vorbei. Der Hauptmann sagte, wenn der Unfug nicht aufhöre, müsse er schärfer werden und mehr Dienst ansehen. Aber auch diese Drohung nützte nichts. Legionärsblut verträgt sich halt nicht mit anderen Rassen. Auch nach Freiwilligen für Tongling wurde gefragt; doch meldete sich Niemand. Die Unruhen im Süden dauerten fort und mehrten sich. Es hieß, daß wir auf eine Station ganz im Süden geschickt würden. Das traf auch zu. Fünzig Mann wurden ausgelesen, darunter ich und der Mülhauser, der in Folge des letzten Gefechtes zum Sergeanten aufgerückt war und mir von seiner Löhnung immer Etwas steckte. Ein junger Lieutenant bekam die Führung und wir marschirten. Nach sechstägigem Marsch kamen wir nach Tugurt, wo wir zwei Tage Marschpause hatten. Dann begleiteten wir eine Karawane, die mit Vorräthen nach dem Fort Vallemand ging. Unterwegs starben Zwei an Hühnchlag. Einer wurde verrückt und schoß nach dem Lieutenant, traf aber nicht. Wir hatten alle Mühe, ihn zu bändigen.

Oskar Wöhrle.

Ex oriente.

Woher hat die Türkei das für den Krieg nöthige Geld genommen? An leere Kassen ist sie gewöhnt. Kismet. Von den Vorkämpfen, die im vergangenen Jahr flüchtig gemacht wurden, ist auch kein Riesenkapital geblieben: 3 Millionen Türkenpfund waren auf die zur Option stehenden 4 Millionen der Zollanleihe von 1911 gezahlt worden; 4 gab die Osmanenbank auf eine abzuschließende Anleihe von 10 Millionen; 1½ lieferte der Kontokorrentkredit, den die Regierung bei der Banque Impériale Ottomane hat. Das ist Alles. Für die Bereitschaft, Adrianopel hinzugeben, hatten die Großmächte neues Geld angeboten; ihre Kollektionnote war fast so gut wie eine Banknote. Wenn die Jungtürken der Mahnung nicht gehorchten, durften sie auf offizielle Vorschüsse nicht rechnen. Noch ist unvergessen, daß die Sultanstürzer ein großes Reformprogramm verkündeten, daß sie die Dette Publique abschaffen wollten und daß aus all den schönen Plänen nichts wurde. Danach ist es nicht ganz leicht, Kredit zu finden. Als berichtet wurde, die Konzession zum Bau einer Untergrundbahn in Konstantinopel sei mit einer Eztragabe bezahlt worden, dachte Mancher: „Wenn die Finanzleute den Muth haben, an den Bau einer Stadtbahn in Stambul zu denken, kanns um das Schicksal des Osmanenreiches nicht gar so schlecht bestellt sein.“ Dieser Glaube konnte täuschen; wenn Konstantinopel nächstens bulgarisch würde, stiege der Werth der Stadtbahn ja noch. An der Spitze des deutsch-französisch-belgischen Konsortiums steht die Deutsche Bank, deren Leiter ungefähr beurtheilen können, wie es in der Türkei aussieht. Die Situation der Staatsschuldenverwaltung hat sich nicht geklärt. Der londoner Council of foreign bondholders ist entschlossen, die Rechte der Gläubiger zu schützen; er sagt, von einer der Türkei abzudrückenden Kriegsschuldigung könne nicht die Rede sein, so lange die Unantastbarkeit der für den Schuldendienst verpfändeten Einkünfte nicht gesichert ist. Das war der einzige Kommentar zu der Denkschrift, die der Verwaltungsrath der Dette Publique für die londoner Konferenz ausgearbeitet hatte. Schon vorher war den Botschaftern in einem Rundschreiben empfohlen worden, sich mit dem Schicksal der türkischen Auslandsanleihen, die unter dem Schutz des Ruharrembrets stehen, zu beschäftigen. Sir Abam Blof, der dem Verwaltungsrath vorsitzt, sieht das Schicksal der Dette Publique also nicht allzu rosig; und man muß hoffen, daß diese Sache nicht auf die lange Bank geschoben werde. Das Programm für die Neuregelung des türkischen Staatsschuldendienstes fordert, daß eine Kriegsschuldigung, die etwa von den Königreichen erlangt wird, nicht auf den Antheil der einzelnen Staaten an der Bedienung der Dette Publique verrechnet werden darf. Die Einkünfte aus den ehemals türkischen Gebieten, die unter bulgarische, serbische, griechische Herrschaft kommen, sollen ungeschmälert zur Dedung der Coupons dienen. Dieses Verlangen hat der londoner Council in seiner Erklärung unterstrichen. Der Rest ist nicht wichtig.

Die Einnahmen der Staatsschuldenverwaltung betragen im Fiskaljahr 1911/12 (Ende Februar) 4,13 Millionen Türkensfund; der Schuldendienst forderte 2,15 Millionen. Daraus ergab sich ein Ueberschuß von 1,97 Millionen; obwohl der Tripoliskrieg eine Minderung der Tabakeinnahmen um 66000 und einen Verlust von 34000 Pfund aus den Salzwerken (an der arabischen Küste) brachte. Im Balkankrieg haben die Einkünfte der Dette Publique natürlich noch mehr gelitten. Da aber im vorigen Jahr der Ueberschuß fast 2 Millionen Pfund betrug und die Reserve eben so hoch ist, braucht man, im schlimmsten Fall, nur die besonderen Tilgungen zu begrenzen. Das wurde bereits in Aussicht gestellt. Die gewöhnliche Amortisation und der übliche Ankauf von Losen bleibt von der Einstellung der besonderen Tilgungen unberührt und die Besitzer türkischer Renten werden dadurch nicht geschädigt. Die Dette Publique hat auch nicht nachgegeben, als die neue Regierung versuchte, die von Italien zu zahlenden 50 Millionen Lire für sich zu verwenden. Dabei handelt sich um den Ausgleich für die der Staatsschuld verpfändeten libyschen Einkünfte. Italien hat sich zur Ablösung dieser Einnahmen bereit erklärt; und diesem guten Beispiel sollten die Balkankönige nachstreben. Daß die Entschädigung der Dette Publique gehört, unterliegt keinem Zweifel. Kann die Pforte einen Ersatz für die tripolitanischen Gelder bieten, so darf sie das von Italien Gezahlte als Staatseigenthum erklären; doch eben nur dann.

Trotzdem die Balkanstaaten die Wahrung der Rechte des fremden Kapitals zugesagt haben, ist aus Bulgarien neue Beunruhigung gekommen. Der züricher Bank für Orientalische Eisenbahnen war die Absicht zugeschrieben worden, ihre Aktien der Eisenbahn Saloniki-Monastir zu verkaufen. Warum? Das wurde nicht verrathen. Vielleicht nur, um aus dem niedrig bewertheten Aktienbesitz einen guten Gewinn zu ziehen, bevor die in ihrem Ergebnis nicht sichere Auseinandersetzung mit den neuen Herren des Balkans beginnt. Das Recht zu einer solchen Transaktion ist unbestreitbar. Die bulgarische Regierung ließ aber durch die Gesandtschaft in Berlin erklären, sie werde „nur die finanzielle und wirtschaftliche Lage in der Türkei anerkennen, die bei Beginn des Krieges bestand, später eingetretene Veränderungen aber nicht beachten“. Wenn Bulgarien sich damit gegen die Gefahr einer Ueberschneidung sichern will, ist die sonderbare Publikation allenfalls verständlich. Doch erstens fällt die Eisenbahnlinie Saloniki-Monastir nicht in den bulgarischen Machtbereich und zweitens ist es für den Werth dieser Strecke gleichgiltig, in wessen Händen die Aktien des Unternehmens sind oder ob es überhaupt als Aktiengesellschaft betrieben wird. Will Bulgarien die Bahn verstaatlichen, so muß der Kaufpreis dem wirklichen Werth entsprechen. Alle anderen Fragen sind daneben unwichtig. An den Versuch, unter allerlei Vorwänden den Preis zu drücken, sind gerade Eisenbahnaktionäre gewöhnt. Aber die Balkanländer brauchen das Geld Europas und sind dadurch zu vorsichtigem Handeln gezwungen. Da ist nichts zu fürchten.

In London hat der Finanzminister Ferdinands über die bulgarischen Finanzen gesprochen. Die Konversionanleihe von 180 Millionen Francs, über die man in Paris verhandelt hatte, ist ad acta gelegt worden. Der Krieg brachte andere Sorgen; 6 oder $7\frac{1}{2}$ Prozent: diese Frage konnte man später beantworten. Die Regierung half sich mit Schahscheinen (zu 6 Prozent), für die sie in Paris und anderswo Abnehmer fand. Zur Deckung der Ausgaben für den Krieg wurden bis Ende Januar 170 Millionen Francs aufgenommen. Nach dem Friedensschluß müssen zunächst also, wenn konvertiert wird, 350 Millionen herangeholt werden. Wird Europa bereit sein, bulgarische Renten mit $4\frac{1}{2}$ prozentigen Coupons zu übernehmen? Das ist die Frage. Senkt sich der Reichsbankdiskont nicht tief unter 6 Prozent (was, so lange die Kriegsgefahr droht, kaum zu erwarten ist), dann haben $4\frac{1}{2}$ prozentige Bulgaren keine Chance. Solche Zinsen sind näher zu haben; wenn auch nicht gerade im Bezirk der deutschen Staatspapiere. Wie die gedeihen sollen, wenn das Ausland sich die größten Brocken aus der Suppe gefischt hat, ist auch noch ein Räthsel. Die deutsche Finanz pflegt nur solche Anleihen abzuschließen, auf deren Papieren sie nicht sitzen bleibt. Von den ungarischen Schahwechsellern wurden 40 Millionen in Deutschland rasch abgesetzt. Auch die rumänischen Schahscheine, die das Konsortium Diskontogesellschaft-Bleichröder übernommen hat, werden unterzubringen sein; obwohl sie nicht so üppig wie die Ungarn ausgestattet sind. 150 Millionen Francs, die $4\frac{1}{2}$ Prozent Zins bringen und nach drei Jahren zum Parikurs eingelöst werden. Bei einem Verkaufspreis von 97 ergibt sich ein jährlicher Zuschlag von 1 Prozent auf die Verzinsung. Man könnte fragen, was die Banken treibe, in Tagen der Bedrängniß, bei 6 Prozent Bankdiskont und verhängter Aussicht, eine nicht unbeträchtliche Summe deutschen Geldes einem fremden Staat zu leihen. Darauf käme die Antwort: „C'est la guerre“; wobei an Balkan- und Bankenkrieg zu denken wäre. Die Rumänen sind sicher und die Bedingungen nicht ohne Reiz. Ergeht der Aufruf an das Preußenkonsortium, dann wissen die Banken genau, daß nur um die Ehre, nicht um Geld gespielt wird. Das nimmt man vom Ausland, wenns zu erlangen ist. Mit Rumänien macht das Deutsche Reich mehr Geschäfte als mit einem anderen Balkanstaat. Als Agrarland exportiert Rumänien fast nur Getreide und die Finanzen sind auf den Ertrag der Ernten gestellt. Daß der Staatshaushalt und die Volkswirtschaft in Ordnung sind, wird dem Berliner schon durch die große Zahl der an der Börse notirten rumänischen Papiere bewiesen. Die Getreideausfuhr hat gelitten, weil während des Krieges der Seeweg gesperrt war. Hohe Getreidestapel liegen in den Häfen, der Geldumlauf stockt und oft hörte man von Insolvenzen. Die Banken konnten nicht immer helfen, wollten manchmal auch nicht, um für alle Fälle bereit zu bleiben. Rumänien hat vom Krieg beinahe so gelitten, als ob es mitgekämpft hätte. Trotzdem sind die Schuldverschreibungen ihr Geld werth. Die letzte rumänische Anleihe kam im Jahr 1910 auf den internationalen Geldmarkt; 128 Millionen Francs wurden zu 90 emittirt.

Sonderbar ist, daß in diesen Tagen des Rüstens und Borgens nie von russischen Anleihen die Rede war. Tempora mutantur. Rußland, einst ständiger Gast bei den internationalen Geldwirthcn, deckt den Bedarf durch die Einnahmen des Staates. Die Schulden aber werden abgetragen. Die Staatsschuld war Ende 1912 mit 8859 Millionen Rubeln etwa so hoch wie Ende 1908. In der Zwischenzeit sind fast 200 Millionen getilgt worden. Jetzt wird die Schuldenentlastung stocken, weil die Armee alle Mittel verlangt. Seit 1909 hat Rußland das internationale Kapital nicht mehr in Anspruch genommen; denn die im Ausland untergebrachten Eisenbahnprioritäten sind nicht auf die Rechnung des Staates zu setzen. Herr Rosowzew kann lachen. L a d o n.



Die Jesuiten.

Unter dem Titel „Der Jesuitenpopanz“ hat Herr Karl Jentsch hier einen Artikel veröffentlicht, der nicht unerwidert gelassen werden darf. Es geht doch nicht an, die Abneigung gegen den Jesuitenorden und den jetzt stark sich regenden Widerstand gegen seine amtliche Wiederzulassung in Deutschland darauf zurückzuführen, daß man den Jesuitenorden als einen „Popanz“ hinstellt. Gewiß werden thörichte Dinge, geradezu Ammenmärchen und Räubergeschichten über den Orden verbreitet und es mag sein, daß Viele ihre „Jesuitenfurcht“ auf solchem schlechten Boden nähren. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß (abgesehen von Entgeisungen, die überall vorkommen, wo Masseninstinkte in Thätigkeit treten) sehr berechtigte Gründe vorliegen, gegen den Jesuitenorden auf's Schärfste Stellung zu nehmen. Diese Gründe (ich will nicht weitläufig werden) lassen sich in den Satz zusammenfassen: daß der Jesuitenorden der Totfeind des modern-paritätischen Staates ist. Allerdings begegnet er sich in dieser Totfeindschaft mit der ultramontanisirten Römischen Kirche; doch ist nicht zu verkennen, daß die Totfeindschaft im Jesuitenorden besonders scharf ausgeprägt ist und daß die Feindschaft der Römischen Kirche gegen den modernen Staat, gegen seine Bewußtseins- und Kultursfreiheit und gegen seine Verwirklichung von der Parität durch das Wirken des Jesuitenordens innerhalb der Römischen Kirche erst zum System geworden ist. Gerade die Werke lebender deutscher Jesuiten liefern dafür schlagende Beweise. Ich erinnere an das Werk des Generals des Jesuitenordens, des Württembergers Franz Xaver Wernz, *Jus Decretalium* (Rom 1899 bis 1903); an das weit verbreitete Werk „Moral-Philosophie“ (Freiburg 1904) des Jesuiten Cathrein; an die einflussreiche „Moraltheologie“ (*Theologia moralis*, Freiburg, 1911) des Jesuiten Lehmkuhl; an die zahlreichen populär-wissenschaftlichen Werke der Jesuiten Tillmann, Christian Vesch, Freiherrn von Hammerstein und viele andere. Dort wird die Oberherrschaft der Kirche über den Staat in allen seinen Funktionen, über

die Wissenschaft und über das gesammte private wie öffentliche Leben der Staatsbürger klar und deutlich gelehrt. An nicht wenigen Stellen dieser Werke wird die Parität als ein „krankhafter Zustand“ bezeichnet, „welcher durch die Umstände geboten werden kann“, oder von der Parität wird gesagt: „sie bedeute in sich einen gewaltsamen und der von Gott gewollten Ordnung weniger entsprechenden Zustand“. Wenn man bedenkt, daß solche Lehren, die auf den Umsturz des modern-paritätischen Staates gerichtet sind, durch die straffe Organisation des Jesuitenordens, deren Wirksamkeit durch das ungeheure Ansehen, das er in der katholischen Laienwelt genießt, ins Ungemessene vermehrt wird, mit Erfolg vom Beichtstuhl aus und in den der Oeffentlichkeit sich entziehenden Exerzitien verbreitet werden, so beruht die Ablehnung des Ordens nicht auf der Furcht vor einem „Popanz“, sondern auf dem Bewußtsein, Recht und Pflicht zu haben, unseren modern-paritätischen Staat gegen die schwerste ihm drohende Gefahr zu vertheidigen.

Wir in Deutschland leiden ganz besonders unter konfessioneller Zerklüftung und der Jesuitenorden ist derjenige, der, trotz allen Friedensversicherungen, den Konfessionenhaß am Meisten verbreitet. Man sehe sich doch um in den Schriften, welche die deutschen Jesuiten der Gegenwart fort und fort veröffentlichen. Die Namen der hervorragendsten dieser jesuitischen Schriftsteller habe ich schon genannt. Mit Nachdruck mache ich aber auch aufmerksam auf ein von den deutschen Jesuiten der Gegenwart ins Leben gerufenes Unternehmen: „Katholische Flugchriften zur Wehr und Lehr“. Es sind kleine Heftchen (zum Preis von zehn Pfennigen), die seit dem Jahr 1890 zu Tausenden in das Volk geworfen werden und die das Schlimmste an konfessioneller Verhehung in geradezu roher Form enthalten, was sich denken läßt. Und diese Flugchriften erscheinen im Verlag des „Centralorgans der Centralpartei“, der berliner „Germania“. Auch ist es unrichtig, wenn Herr Zentsch sagt, die Hauptgegner der Jesuiten seien: „Rigoristen jansenistischer Richtung“ und „Jesuitennovizen“ gewesen, „die wegen Verfehlungen ausgestoßen worden waren und sich durch Schmähschriften und Satiren rächten“. Gewiß hat es auch Solche gegeben, aber die Hauptankläger des Ordens sind die bei der Aufhebung des Ordens durch Klemens den Vierzehnten beschlagnahmten Jesuitenpapiere, die in den Staatsarchiven zu Wien und München lagern. Man lese das große Werk Döllingers: „Moralstreitigkeiten“ und die verschiedenen größeren und kleineren Werke des bonner Universitätsprofessors Reusch. Dort findet man aus den eben genannten Jesuitenpapieren Wiens und Münchens wichtigste Anklagen aus dem Orden selbst. So ist es ein unberechtigter Vorwurf, wenn Herr Zentsch im Zusammenhang mit der eben erwähnten Stelle schreibt: „Seitdem hat immer die nächste Generation von Jesuitenfeinden die vorhergehende abgeschrieben, ohne auf die Quellen zurückzugehen und sie zu prüfen“. Döllinger, Reusch, die Professoren Friedrich, Kelle und Huber sind „auf die Quellen zurückgegangen“ und haben sie „geprüft“; und was in ihren Werken

über und gegen den Jesuitenorden steht (und es ist ein ungeheures Schuldkonto), sind durchaus keine „Schmähschriften und Satiren“, sondern es ist geschichtliche Wahrheit.

In diesem Zusammenhang gestatte ich mir auch, auf mein Werk: „Vierzehn Jahre Jesuit“ (Leipzig, bei Breitkopf & Haertel) hinzuweisen, und zwar deshalb, weil es von einer Autorität wie Adolf Harnack „eine kirchengeschichtliche Leistung ersten Ranges“ genannt worden ist.
Lichtersfelde. Graf Hoensbroech.

Meine Antwort kann kurz sein.

1. Die Werke neuerer Jesuiten, die Graf Hoensbroech nennt, und die Flugschriften des Germania-Verlages kenne ich nicht.

2. Die Werke von Döllinger, Reusch, Friedrich und Huber kenne ich; sie sind von dem altkatholischen Vorurtheil beeinflusst, das ich in „Christenthum und Kirche“ charakterisire. In einer Rezension der von Döllinger und Reusch herausgegebenen „Moralstreitigkeiten“ habe ich gesagt: Wenn es einer anderen Genossenschaft, etwa den Freimaurern, ergehen sollte, wie es den bayerischen Jesuiten ergangen ist, wenn ihre Häuser plötzlich überfallen, ihre Mitglieder verjagt, ihre Papiere mit Beschlagnahme belegt würden und wenn man darin nichts Kompromittirenderes fände als Das, was die zwei jesuitenfeindlichen Gelehrten hier veröffentlichen, dann dürfte diese Genossenschaft stolz sein auf den Nachweis ihrer Sauberkeit.

3. Ich habe einmal an den von einem Jesuiten geleiteten Exerzitien theilgenommen und dann bei ihm gebeichtet. Kein kirchenpolitisches, kein polemisches Wort ist gefallen; von nichts war die Rede als vom Seelenheil und von Pflichterfüllung.

4. Möchten alle Vorwürfe, die den Jesuiten gemacht werden, begründet sein, so bliebe dennoch das Jesuitengeheiß sammt seiner klebrigen Anwendung eine unzeitgemäße und zweckwidrige Maßregel, die gewiß jedem gebildeten Engländer, Amerikaner, Dänen eben so lächerlich vorkommt wie mir.

5. Die Lehr- und Grundsätze der ultramontanen Staatstheorie kenne ich natürlich. Wie unterrichtete Männer von der Predigt dieser veralteten Sätze, mit der sich ultramontane Gelehrte von Zeit zu Zeit blamiren, eine Erschütterung moderner Staaten, gar unser gewaltigen preussisch-deutschen Staatsbaues, fürchten können: Das ist mir immer ein unlösliches Räthsel gewesen. Ich sehe in dem Eifer, mit dem die Fanatiker der Berliner Richtung diese Grundsätze geltend machen, weiter nichts als den Sturmboss, der an der Sprengung des Centrumsthurms und an der Auflösung der katholischen Kirche Deutschlands arbeitet, und sollten die Jesuiten die Leiter dieses Sturmangriffes sein, dann müßten sie von den Protestanten, sofern Protestantismus das Selbe bedeutet wie Feindschaft gegen die katholische Kirche, als werthvollste Bundesgenossen begrüßt werden.

Meisse.

Karl Jentsch.

Naturerkenntniß?

Bezeichnend für die Richtung, in der die geistigen Interessen unseres Zeitalters sich entwickeln wollen, ist das Verlangen vieler nach tieferem Einblick in die Natur und die Energie und Bereitwilligkeit, worin Schule und Wissenschaft mit einander wetteifern, diesem Trieb entgegenzukommen und ihn weiter anzuregen durch Neugestaltung des elementaren und gelehrten Unterrichtes, durch Gründung und Unterhaltung volksthümlicher Gesellschaften, durch Verbreitung populärer Literatur. Maßgebend hierfür wurde nicht in letzter Linie die Ausbreitung der Abstammungslehre in der Gestalt, wie sie von Darwin begründet worden ist; ferner die Veränderung des physikalischen Weltbildes durch die Entdeckungen in den exakten Wissenschaften, wie sie, bei Galilei und Kopernikus beginnend, vor unseren Augen fortschreitet; und schließlich die Bewegung in monistischen Kreisen, die Ernst auch damit machen wollen, die Kulturwelt dem Aberglauben abzurufen. All dies Geben und Empfangen aber verräth thätigen Willen führender Geister zur Theilhaberschaft auch des Naturerkenntnisses an der Psyche der Völker. Eine Propaganda dafür aber scheint geboten und darum gerechtfertigt, weil wir in einer vielfach historistischen Periode geistigen Lebens stehen und einer irrationalistischen Epoche der Weltbetrachtung entgegengehen.

Noch jedesmal, wenn wieder eine glanzvolle Entdeckung gelang, ein seltenes Naturschaupiel auserwählte Zeitgenossen in seinem Bann hielt, pflegte das Allgemeininteresse sich auch diesen Dingen zuzuwenden und wie einen Schwimmgürtel in der Noth wußte eine raschlebige Zeit sie immer zu schätzen, wenn das „Mitreden“ auf dem Spiel stand, und der Naturforscher lebt in den Augen noch vieler namentlich humanistisch Erzogener als wandelnder Automat, der nur Namenszettel von sich giebt. Faßt man aber, wie es mehr und mehr geschieht, die Glieder der lebenden wie unbesetzten Welt als durch einander bedingte auf, so muß auch zur Beschreibung wenigstens der Versuch einer Erklärung treten und eine Wissenschaft hat aufgehört, eine beschreibende schlechthin zu sein, wenn sie nicht endgiltig auf diesen Zweck abzielt. Und je mehr lebensgeschichtliche und physikalische Einsicht darin einzogen, erhob sich auch die Naturbeschreibung aus der Statistenrolle und das naturgeschichtliche Indiz nahm Platz neben der Aetherfiktion.

Angeichts der Stellung, die sich die Naturwissenschaft seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu sichern wußte, muß nun auffallen, daß sie im allgemeinen Erziehungsziel eine untergeordnete Stellung hat. In einem Kulturverband aber, wie ihn die europäische Welt mit ihren traditionellen und die deutsche mit ihren romantischen Momenten darstellt, wird eine humanistische und poetische Auffassung der Dinge für die Erziehung heiliges Feuer bleiben wollen; und mit Unbehagen pflegt es leicht empfunden zu werden, wenn ein Emporkömmling sich ihm zu nähern sucht. Vor dem humanistischen Gewissen leben

aber die an den Thatfachen des Naturgeschehens gewonnenen Erkenntnisse gar oft als bloße Accessorien der Kultur; und insbesondere nur diejenigen pflegen erstere Würdigung zu finden, auf die der Historiker von Anbeginn der Zeitrechnung an stößt und die ihm dadurch hinlänglich rektifizirt erscheinen im Prozesse langer geschichtlicher Entwicklung, was namentlich für astronomische Dinge gilt; oder die ihn in ihre Spur zwingen, die Welt umformend in der technischen Ueberwindung von Raum und Zeit; oder die therapeutische Kunst dem Zug des Todes in den Weg zu stellen wußte. Und auch das Naturerkennen hat eine Geschichte, die uns lehrt, daß die Wurzeln so manchen Triebes, auf den die heutige Wissenschaft stolz zu sein pflegt, im Griechenthum liegen. Aber wenn auch Ideen von glücklicher Genialität, wie sie das klassische Alterthum hervorbrachte in Atomistik und biologischem Einheitgedanken, der Forschung ungeheurer weit vorauszuweichen vermochten, so ist es unseres Wissens doch der Humanismus nicht gewesen, der sie zwischen teratologisch-alkemistischem Wahnwitz entdeckte, sondern ihre Neuschaffung ist das unverkleinerliche Verdienst der Epoche, an deren Beginn nicht Petrarca, sondern Bacon steht. Und wenn glückliches Konstruiren eine Kunst ist, die auch heutzutage noch viel wirkt, so verjagte sie doch bei den Alten selbst, wo es sich um ihren Standort im Weltraum handelte. Wir sind gern eingedenk, daß Ernst Mach uns mahnte: „Lassen wir die leitende Hand der Geschichte nicht los.“ Doch es ist nichts als ein neues Dogma, wenn Mach fortfährt: „Die Geschichte hat Alles gemacht, die Geschichte kann Alles ändern; erwarten wir von der Geschichte Alles.“ Damit theilt der Physiker des zwanzigsten Jahrhunderts den Standpunkt des buddhistischen Frommen, der an den Ecken steht und wartet und mit gleich stumpfer Ergebung die herrliche Frucht verzehrt wie den Kadaver, den ihm Vorübergehende in den Topf werfen. Der Naturforscher darf von der Geschichte nicht mehr erwarten als der Staatsmann; und wie seltsam würde der citirte Satz aus dem Mund eines Staatsmannes klingen! Den Ursprung der Geschichte selbst aber suchte Herder am natürlichen Stamm des Lebens, seiner Zeit um ein Jahrhundert vorausseilend.

Wenn wir berichten, daß vor einem Jahrzehnt in einer Felseninöde des Engadin ein mit dem uns vollkommen fehlenden Sinn für Elektrizität begabtes und dazu für Strom unter fünfhundert Volt unempfindliches Menschenwesen gefunden wurde, so werden nicht Alle diesem Bericht Glauben schenken. Wenn wir aber weiter versichern, daß dieses Wesen Merkmale mütterlicher Abstammung nicht an sich trug, so ist Jedermann überzeugt, daß es sich hier um einen erfundenen Fall handelt. Aber man prüfe nun auch, warum man so urtheilt. Denn Niemand in der Welt vermag zu beweisen, daß selbst ein menschliches Geschöpf nicht heute wieder elternlos entstehen könnte. Der allgemeine Zweifel an dem Bericht läßt vielmehr erkennen, daß man „so etwas“ für ausgeschlossen hält, und ohne es zu wissen, bekennt man sich zu dem Satz „omne vivum e vivo“, den der Physiologe Harvey schon im sieben-

zehnten Jahrhundert dem Sinne nach aussprach. Eine Erfahrung ist Das für unsere Zweifler jedoch eben so wenig, wie es für Harvey eine war; nur kann auch er nicht anders als in einer Denkform urtheilen, die mit dem geistigen Erbe der Jahrhunderte auf uns Alle überkommen ist: und Das ist die Entwicklung als Vorstellung zusammenhängenden Werdens im Weltgeschehen. Doch war Darwin ja nicht der Erste, der sie auf das natürliche anwendete. Hatte doch schon Laplace und, von anderen Gesichtspunkten aus, Kant eine Entwicklungsgeschichte unseres Planetensystems, ja, des Weltalls zu geben versucht; und wir sehen die Gedanken bei Herder vorbehaltslos ausgesprochen, bei Goethe künstlerisch, bei dem Zoologen Lamarck aber bereits wissenschaftlich gestaltet, die durch Darwin in den Hauptstrom des neunzehnten Jahrhunderts gelangten, deren erster Ursprung indessen bei den griechischen Philosophen des fünften vorchristlichen Jahrhunderts zu suchen ist. Und wir Alle sind mehr oder weniger verstrickt in sie, auch so weit wir es uns nur ungerne eingestehen; und Theologen wie Ube und Wasmann verkündeten, wenn auch nach ihrem Geschmack, unter den Augen des Papstthums und den Auspizien von Bischöfen, eine Einheit der Organismenwelt. Und ob trotz dem Haecel, der durch leidenschaftliches Eintreten dafür die Abstammungslehre in weiten Kreisen erst recht in Verruf gebracht hatte, oder gerade vermöge der Energie des jeneser Zoologen, von dem auch ein Runo Fischer mit Respekt zu sprechen wußte: sie hat das Schicksal nicht gehabt, das ihr zu bereiten man zu keiner Zeit unversucht gelassen hat. Doch am Stamm des Lebens, nicht am Olymp und in Prometheusshänden wollte der deutsche Dichterkürst den Ursprung seines Wesens finden, er, der als Herrlichster seiner Zeit in unserer Vorstellung lebt, und Rudolf Eucken weist neuer Verheißung den Weg mit den Worten: „Wo die Natur als eine Stufe der Wirklichkeit gilt, die auch bei der Entwicklung des Geistigen verbleibt, da muß die Kraft, welche diese Stufe enthält, für den Lebensprozeß voll gewonnen werden, damit er die nöthige Kraft erlange.“ Aber gehören so Entwicklungsprinzipien heute unbestritten zum common sense auch der Naturwissenschaft, so sind sie doch nicht Resultate der Forschung, vielmehr Formen unseres Verstandes, auf diese Resultate zu reflektiren. Und so werden sie unerschütterter beharren, wenn heute wieder die möglichen Ursachen natürlicher Entwicklung in mythischem Dunkel zu verschwinden beginnen. Aber sie können sich auch selbst nicht freihalten von dem Einfluß, der in diesen Tagen von den an rationaler Erkenntniß Verzweifelnden ausgeht, und All-Bythe, die der Joniker von Jena schon längst den Atomen beizumessen gewohnt ist, wird Jenen künftig geben sollen, was ihnen Kraft und Stoff versagen mußten. Doch mögen ihn auch künftige intuitive Philosopheme in ihr Allerheiligstes aufnehmen, so wird sich der Entwicklungsgebante fürs Erste noch nicht statuiren lassen, in aeternum, wie reife Ergebnisse exakter Forschung. Wenn aber Diese den faustischen Söhnen nicht halten konnten, was die wohl ausschließlich wagnerischen

Väter sich von ihnen versprochen, so wollen Jene beherzigen, daß die Stätte geistiger Selbstverleugnung, die sich „Naturwissenschaft“ nennt, auch heute nicht ein vollstümliches Unterkunfts- und Mühlsäuge- und beladene Auswanderer nach dem Neuland ihrer Sehnsucht ist und daß die Werthe, die man an dieser Stätte münzte, insofern zum *factus missilium* sich nicht eignen; und die Umkehr wäre ihr heute besser als morgen, wenn die Abstammungslehre hierin je zu weit gegangen ist.

Doch auch noch auf anderem Gebiet als dem Stammesgeschichtlichen mußte sich das überkommene Weltbild einfacher Erdenkinder fortschreitende Umgestaltung gefallen lassen. Die Spektralanalyse hatte die stoffliche Einheit aller optisch erreichbaren Glieder des Weltalls erbracht. Aus den Tiefen der Forschung aber scheint wiederum das magische Leuchten aufsteigen zu wollen, woran bereits das Mittelalter menschlicher Geschichte sich berauschte, aber betrog im Goldmacherwahn der Alchemie; vielleicht naht es uns diesmal Kometen gleich, uns zu entrücken in Weiten der Erkenntniß, von wo aus die heute noch unwandelbaren Grundstoffe der Chemie in ewigem Fluß erscheinen. Doch nicht erledigt wurde das atomistische Weltbild durch die an Radioaktivität und Elektronen gewonnenen Kenntnisse, die Perspektive darin nur geöffnet ins Unendliche; und in Wilhelm Ostwald legte sein überragender Gegner das Bekenntniß ab: „Ich habe mich überzeugt, daß wir seit kurzer Zeit in den Besitz der experimentellen Nachweise für die diskrete Natur der Stoffe gelangt sind, welche die Atomhypothese seit Jahrhunderten, ja, Jahrtausenden vergeblich gesucht hatte.“ Die alte Grundvoraussetzung der Chemie, die Unzerstörbarkeit des Stoffes, ließ sich durch die Mittel moderner Messtechnik innerhalb der Beobachtungsfelder bestätigen und das Gesetz von der Erhaltung der Energie auf den Lebensprozeß ausdehnen. Auf Lokalisierung vernünftiger Wesen im Weltall wird die Naturforschung immer verzichten wollen; und stets kann es Leute geben, die nachts träumen, daß die Sterne an ihr Bett kommen und sich vor ihnen verneigen; doch Kristall zu Kristall schiebt an zu neuen Bildern natürlichen Seins und Werdens. Aber als Gebiet menschlicher Bethätigung ist auch sie der Fortentwicklung bedürftig und dazu ist sie eins der jüngsterworbenen, auf dem man billig noch nicht auf festen Ertrag rechnen darf. Hat so aber die Naturwissenschaft auch kein verbrieftes Recht auf Gültigkeit ihrer Anschauungen von Hypothesenwerth, so ist die direkte wie indirekte Kritik ihrer Erfahrungsgrundlagen nicht Sache mit sich zerfallenen Verstandes, vielmehr einzig und allein solche empirischen Fortschritte und von Personen, die als beglaubigt im Sinn der Naturforschung gelten dürfen; und „die Einführung nicht-physischer, mit den Mitteln des Naturforschers überhaupt nicht feststellbarer und kontrollirbarer Kräfte, mögen sie Namen haben, wie sie wollen, Seele, Lebenskraft, Bildende Kraft, Dominanten, wird abzulehnen sein, sofern sie mehr sein wollen als die bloße Andeutung, daß hier Gruppen von Thatsachen vorliegen, die wir noch nicht auf rein physische Ursachen zurückzuführen vermoch-

ten. Wollen sie für Erklärungsprinzipien gelten, so stehen sie auf der selben Linie mit dem *horror vacui* und der ‚schlafmachenden Kraft‘ des Opiums. Es ist besser, seine Unwissenheit einzugestehen als mit täuschenden Worten, dem Volke der faulen Vernunft, sich selbst zu hintergehen und der Aufgabe untreu zu werden: physische Vorgänge aus physischen Ursachen zu erklären. Damit ist gegeben: Die Metaphysik hat keine Aufgaben innerhalb der Physik zu lösen.“ Das sind aber nicht etwa leichte Phrasen irgendeines monistischen Stürmers und Drängers, sondern Worte Friedrichs Paulsen. Die Naturwissenschaft hätte ihren eigenen Herd gegründet, sobald sie diesseits von jener ewig kreisenden Welt auf und niedergehender Ideen wäre, die eine intuitive Phase herauszukehren beginnt; wenn Spekulation und erakte Forschung in Liquidation geriethen, weil sie als Genossen für einander nicht taugten. Denn das mariottische Gesetz wurde nicht dadurch falsch, daß sich seine Ungiltigkeit für hohe Drücke ergab; schuld am Mißkredit eines zu Recht bestehenden Naturgesetzes ist vielmehr nur der Trieb metaphysisch Orientirter, sich an seiner Verallgemeinerung zu berauschen, statt es von vorn herein auf die Bedingungen des Erfahrungsbereiches zu beschränken, innerhalb dessen man es ableitete. Und keins der neuen Erkenntnistheoreme scheint den Wahrheitsid leisten zu können, frei zu sein von metaphysischen Voraussetzungen. Auch wir sind bereit, „die Proklamationen des naturwissenschaftlichen Zeitalters trotz Darwin und anderen Bahnbrechern abzulehnen“, sofern sie wieder und immer wieder die Ergebnisse der Naturforschung vor den Pflug der Tendenz zwingen wollen, und wir stehen keinen Augenblick an, das Bedürfnis nach Uebersinnlichem als Zubehör der Menschennatur anzuerkennen, da es doch immer wieder hereinschlich, so oft es von der Schwelle gewiesen ward, und das unangetastet zu bleiben hat, so lange noch das Geistige sich naturalistischer Umklammerung zu entwinden weiß. Doch der Morgen, dem jetzt die Glocken läuten, wird über unseren Thoren die Worte finden: Der Wille zur Herrschaft über die Seele der Massen verdirbt die Besten. Aber wir blicken voll Zuversicht hinaus in das neue Land, das dämmernd vor uns liegt.

Dr. Arnold Honow.



Juristen als Bürgermeister.

Ein Brief.

Warum muß das Haupt einer Stadtverwaltung durchaus ein Jurist sein? Die meisten Herren, die diese Forderung aufstellen, wissen entweder nicht genau, was von einem Bürgermeister heute verlangt wird, oder sie sind von der Unentbehrlichkeit des *Assessorregimens* so

überzeugt, daß der Gedanke, auch in anderen Berufen könne es tüchtige Kerle geben, gar nicht in ihnen aufkommt. Was bearbeitet denn der Chef der Stadtverwaltung? Zunächst die Personalien. Haben die Personalien mit der Juristerei zu tun? In welcher Juristenfakultät der Welt besteht ein Lehrstuhl für Personalien? Die kann auch jeder Andere bearbeiten: der Philologe, der Theologe, der Techniker, der Kaufmann. Dann kommen Polizeisachen, mit Ausnahme der Baupolizei, die meist (aber noch nicht überall) dem technischen Dezernenten überlassen wird. Hierfür sind juristische Vorkenntnisse erwünscht, aber nicht unbedingt nöthig, wie durch die Thatsache bewiesen wird, daß viele Kommunalverwaltungen, besonders im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, Bürgermeister ohne juristische Vorbildung haben. Immerhin: auf dem Gebiet der Polizeisachen ist der Jurist um einige Nasenlängen voraus. Aber kann man sie nicht einem juristischen Dezernenten übertragen? Weiter. Die wichtigsten Sachen aus allen Ressorts behält das Stadtoberhaupt sich zu persönlicher Entscheidung vor. Von welcher Art sind gewöhnlich diese Sachen? Bau einer Straßenbahn, einer Schule, eines neuen Rathhauses oder Schlachthofes; Kanalisation und Kläranlage; Wasserleitung, Gas- oder Elektrizitätswerk; Ferngasversorgung; Brückenbau; Hafenanlage; Bauzonenordnung und Bebauungsplan. Das sind Dinge, von denen der Jurist nichts, aber auch gar nichts versteht, für deren Bewältigung er nicht die geringsten Vorkenntnisse mitbringt. Auf all diesen Gebieten bleibt er auf die Gutachten der ihm Untergebenen angewiesen.

Dabei handelt sichs (wenn man von Steuervorlagen absieht) um die wichtigsten Fragen der Kommunalpolitik. Der Techniker, manchmal auch der Kaufmann, kann sie besser beantworten als der Jurist. Und fehlt dem Herrn Bürgermeister bei einer Verhandlung einmal der technische Dezernent und (auch solche Fälle sollen vorkommen) oben drein dessen schriftliches Gutachten, dann ist das Stadthaupt rathlos und muß, wenn neue Vorschläge auftauchen, die Verhandlung abbrechen. Denn mit „eigenen Ideen“ geräth er allzu leicht aufs Glatteis. Einst hörte ich den sehr tüchtigen Chef einer Gemeindeverwaltung, als über die Zulassung für elektrische Gemeindeinstallationen geredet wurde, sagen, man könne ja die Dorfschmiedemeister dazu anlernen. Ein anderes Stadthaupt hielt einen Elektrizitätszähler für einen Menschen. Die Herren merken nicht, welche Blößen sie sich oft geben, wenn über technische Probleme geredet wird. Wer wills ihnen verübeln? Sie sind eben Juristen. Das Schlimme ist nur, daß sie die Kommandogewalt des Vorgesetzten haben. Der Eine versteht, der Andere entscheidet die Sache. Daraus ergeben sich Schärpen, Spannungen, Verklimmungen; und oft wird der technische Dezernent für Fehler und Fehlschlüsse verantwortlich gemacht, die auf das Schuldkonto eines Mächtigeren gehören. Nimmt der Chef die Schuld auf sich, so ist die Sache noch erträglich. Mancher, der durch sein Dreinreden eine Sache auf das schiefe Gleis gebracht hat, sagt aber: „Ja, meine Herren, ich ver-

stehe doch nichts davon; wenn ich mich auf meinen technischen Dezer-
nenten nicht verlassen kann . . . !“ Daß er nichts davon versteht, hat er
leider zu spät eingesehen. Und diese Verspätung schadet der Sache.

Vielen Stadtbauräthen ist unter solchen Verhältnissen die Arbeit
verleidet und alle frische Initiative gelähmt worden; schließlich thun
sie nur noch, was ihnen schriftlich aufgetragen worden ist: dann sind
sie wenigstens sicher, nachher nicht mit der ganzen Schuld belastet zu
werden. Den Schaden aber hat der Steuerzahler. Wir sind Fälle be-
kannt, wo Stadthäupter den technischen Dezermenten übergingen und
mit dem Architekten selbst große Baupläne ausarbeiteten. In einem
Fall kostete es über eine halbe Million; in einem anderen ging der
tüchtige Techniker aus dem Stadtdienst, weil er weder den Bürger-
meister öffentlich bloßstellen noch sich zum Sündenbock hergeben wollte.
Und die Umbauten wurden theuer. Solche Uebelstände werden da ver-
mieben, wo der Jurist verständig genug ist, sich selbst zu sagen, daß der
Schuster bei seinem Leisten zu bleiben habe, wo er deshalb den Tech-
nikern in ihren Dezermenten freie Hand läßt und sich um deren Sachen
nur so weit kümmert, wie ers muß, um informirt zu sein. Jede brauch-
bare Anregung, die er bringt, ist willkommen; aber die Lösung muß
sein: Die Technik dem Techniker.

Wie macht man in Amerika? Die Leitung des Panamakanal-
baues übertrug man einem Ingenieur-Oberst. In Deutschlands amt-
lichen Verwaltungen muß mindestens ein Jurist an der Spitze stehen;
und in den meisten Fällen unterstellt man ihm noch ein Viertelduzend
Juristen (die kaum Beträchtliches zu thun haben). Industrie, Finanz,
Gewerbe stellen auch bei uns den Techniker oder Kaufmann an die
Spitze und geben dem Juristen das Amt des Justitiars oder Syndikus.
Sind unsere modernen Industriestädte denn nicht auch technische und
kaufmännische Unternehmungen? Mit ihren Straßenbahnen, Gas-,
Wasser- und Elektrizitätswerken, Schlachthöfen? Unsere große Indu-
strie wird nicht von Juristen geleitet, sondern von Fachkennern wie
Thyssen, Stinnes, Ballin. Auch an die Spitze der Handels- und In-
dustriestädte gehört der deutsche Ingenieur und der deutsche Kaufmann.
Daß an solcher Stelle auch Juristen Bedeutendes geleistet haben, soll
gewiß nicht bestritten werden. Aber sie konnten es nicht etwa, weil sie
Juristen waren, sondern, weil sie sich von der Juristerei frei gemacht und
ihr Talent den Aufgaben der Organisation und Verwaltung angepaßt
hätten. Ihre Leistung wäre noch nützlicher für die Stadt gewesen, wenn
sie mehr Vorkenntnisse aus dem Bereich der Technik mitgebracht hätten.

Noch vor fünfzig Jahren konnte der Jurist als Stadtoberhaupt
genügen. Heute muß auch in den Städten mit allen Mitteln der Tech-
nik die wirtschaftliche Organisation erleichtert werden. Und kein ver-
ständiger Mensch wird begreifen, warum die Aufgabe, den Pflicht- und
Machtapparat großer Gemeinden zu leiten, durchaus nur Juristen an-
vertraut werden soll und nicht den für solche Aufgaben Erzogeneren.



MURATTI Cigarettes
 Manchester

Roeder-
 Füllhalter

der Beste der Gegenwart

Form und Fertigigkeit der 14 kar. Gold-
 fäden entsprechen unserer bekannten

Bremer Börsenfeder aus
 H. E.-stahlw. Erprobt. System

Garantie
 für unbedingte
 Zuverlässigkeit.

Verlangen Sie
 Spezial-Prospekt
 direkt von der
 Fabrik Berlin
 S. 48.



Einheitspreis für

Damen und Herren M. 12.50

Luxus-Ausführung... M. 16.50

Fordern Sie Musterbuch H.

Salamander

Schuhges. m. b. H., Berlin

Zentrale: Berlin W 8, Friedrichstrasse 182



	Theater- und Vergnügungs-Anzeigen	
--	--	--

Metropol-Theater.**Chauffeur —
ins Metropol!!**

Grosse Jahresrevue mit Gesang u. Tanz in
10 Bildern v. Jul. Freund.
Anfang 8 Uhr. Rauchen gestattet.

**THEATER
AM
NOLLENDORFPLATZ**

Abends 8 Uhr:

**Die
Studenten-Gräfin.****Kurfürsten-Oper.**

Nürnberger Strasse 70-71.

Allabendlich 8 Uhr:

Stella maris.**Victoria-Café**

Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

**Geb. Herrnfeld
Theater**

Die Novitäten

Die Alpenbrüder

und

Wüstenmoral.**Thalia-Theater**

8 Uhr.

8 Uhr.

Dresdenerstr. 72/73. — Tel.: Amt Mpt. 4440.

Puppchen

Possen-Novität von J. Kren u. C. Kraatz.
Gesangstexte von Alfr. Schönfeld,
Musik von Jean Gilbert.

Kleines Theater.

Allabendlich 8 Uhr:

Professor Bernhardi.**„MOULIN ROUGE“**

63a Jäger-Strasse 63a.

Vollständig renoviert.

Täglich: Reunion!

Neu! Ballorchester Neu!

Litschauer aus Wien.

Tyfloßbrönn-Florpfandinen

vorzügliches Tafelgetränk
billiger Gerüstwein.

Die Qualität ist unübertrefflich!

Eden Hôtel

BERLIN W., Kurfürstendamm 246/247

Am Zoologischen Garten

Inh. Rlfr. Walterspiel, Besitzer d. Restaurant Hiller, Unter den Linden

Grösster Komfort

5 Uhr-Tee ☞ Restaurant ☞ Terrasse

Café Eden Im neuen Eden Hotel
Luxuriöse Ausstattung

Fertige Tagesplatten aus der **Französ. Küche**

Pilsener Urquell ♦ Tucher ♦ American Drinks

Eigene Konditorei

Fledermaus

Unter den Linden 14 ∴ Unter den Linden 14

Vornehmstes Vergnügungs-Etablissement der Residenz

Französische und Wiener Küche ∴ 2 Wiener Kapellen

Geöffnet ab 10 Uhr abends

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse | **Pavillon Mascotte**

Täglich:

Reunion

Prachtrestaurant

∴ Die ganze Nacht geöffnet ∴

Metropol-Palast — Bier-Cabaret

Anfang 8 Uhr.

Jeden Monat **neues** Programm.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen



— NEUES PROGRAMM! —

La belle Jonia

in ihrem Illusionsakt.

The Imperial
Mandschu - Truppe
Chines. Gaukler

The
Harmony Four
ein musikal. Uik

und eine Auslese

hervorragender Kunstkräfte!

Bilz'
Sanatorium
Dresden-
Radebeul

3 Ärzte
Physik direkt.
Behandlung
Gute
Heilerfolge
Prospekte frei

Bilz
Nährsalz

für Kranke und gesunde
Ansehtheit. Es bildet ge-
sundes Blut, Serum, Kno-
chen, Haare, Nägel, Haut.
Jodhalt. Prop. gratis. Preis:
a) 1/2 Liter N. 4.30, 1/4 Liter
N. 3.30, Probebottle N. 1.50.
In Apotheken, Drogerien u. s. w. oder durch
Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul.

Bedeutende Südde. Verlags-Anstalt A.-G. mit
eigenen grossen Druckereien übernimmt
Buchverlag jeder Richtung
Druck und kompl. Herstellung
aller (illust.) Zei-
schriften und Buchwerke. Anfragen erb. an
Rudolf Messe, München, unter A.-G. 3388.

Admiralspalast

am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena**Admirals-Bad**

Allabendlich:

Tag und Nacht**Kunstlauf-****:: geöffnet ::****Produktionen**

Herren- und

Prunkvolle**Damen-Abteilung****Eis-Ballets****Luxus-Bäder****Admirals-Theater**stets abwechslungs-
reiches Programm.**Zirkus Busch.**

Abends 7 1/2 Uhr.

U. a.

Der mysteriöse Deckenkäufer
ferner**Mr. J. Hullers****Kopfsturz durch die Tischplatte.**
Mac Norton, der Uner-
sättliche.**Die grosse Prunkpantomime**
„Sevilla“

in sechs glänzenden Akten.

RICHE Unter den
Linden 27**Weinrestaurant und Bar****Die ganze Nacht geöffnet!****BOARDING-PALAST****BERLIN**Kurfürstendamm 193 - 194
IM ZENTRUM DES WESTENS**Familien-Hotel und Hotel allerersten Ranges**Mäßige Preise. 600 Zimmer mit Privatbad, eingeteilt in
größere und kleinere abgeschlossene Wohnungen und
Einzelzimmer mit laufendem kalten und warmen Wasser.
Prospekt mit Zimmerplan und Preisen gratis und franko.Telegramm - Adresse:
BOARDING BERLIN**G. SCHWEIMLER**, Generaldirektor
Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk.



Licht- Spiele

Allabendlich 2 mal: Erste Aufführung
von 7 $\frac{1}{2}$ —9 Uhr, zweite von 9 $\frac{1}{2}$ —11 Uhr.

ALBERT

Bassermann

in dem Film

„DER ANDERE“

von Dr. Paul Lindau.

Alleiniges Aufführungsrecht!!

Vorverkauf täglich von 11—5 Uhr
an der Kasse der Lichtspiele

==== Numerierte Karten. ====

Mozart-Saal

Mollendorfsplatz

≡ Zwei führende Hotels ≡	
BERLIN HOTEL ATLANTIC DER KAISERHOF Zimmer von 6 Mark an aufwärts, mit Bad und Toilette von 12 Mark an.	HAMBURG HOTEL ATLANTIC RESTAURANT PFORDTE Zimmer von 5 Mark an aufwärts, mit Bad und Toilette von 10 Mark an. · · Eigene moderne Garage. · ·

D. Rosell		
Ballenstedt-Harz Sanatorium		
für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nieren- krankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.		
Diätische Anstalt mit neugebautem höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.		
herrliche Lage.	100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus dem besten Kreise.	herrliches Klima.

Ober - Krummhübel Touristenheim Besitzer: Alex Rischke. Sommer und Winter geöffnet. Vornehm ruhige Lage, direkt im Walde, 740 m Seeshöhe. Schöne Ansicht nach dem Hochgebirge. Gute Küche. — Hohe, modern eingerichtete Gesellschafts- und Fremdenzimmer. — Elektrisches Licht. — Bäder im Hause.	
---	--

Priessnitz-Sanatorium Gräfenberg (Oesterr.-Schlesien) 630 m ü. M. Eröffnet 1911. Für innere und Nervenranke. Physikal.-diät. Heilverfahren Ganzjährig geöffnet. Chefarzt Sanitätsrat Dr. Rudolf Hatschek.	
--	--

F laschengär - Frucht - Sekt! * Marke Bürgermeister - Sekt. Im Geschmack und Aussehen von Traubenwein-Sekt nicht zu unterscheiden, aber noch nicht halb so teuer. Leicht und sehr bekömmlich. Nur 10 Pfg. Steuer. Auch in eleganter neutraler Ausstattung. Zu beziehen durch den Weinhandel oder ab Fabrik. F. Lehmkuhl, Hamburg 21.	
--	--

Reiseführer

BADEN-BADEN = Grand Hôtel Bellevue

Lichtenthaler Allee, grösster eig. Park; 32 Zimmer mit Bad; Garage, Omnibus; illustrierte Prospekte. Bes.: Rud. Saur.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.

Düsseldorf Parkhotel

I. Familienhotel d. Stadt, in vornehmster, ruhigster Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubaus bedeutend vergrössert. Gr. Konferenz- u. Festsäle. Dir. F. C. Eisenmenger.

Düsseldorf am Hauptbahnhof Hotel Germania

Elektrisches Licht — Zentralheizung — Lift — Neu-erbauter grosse Halle — Zimmer von 3 Mark an.

Hannover, Kastens Hotel = gegenüber dem ::

Vornehmstes Haus mit allem modernen Komfort ■ in freier und schönster Lage. Autogarage.

Köln am Rhein Monopol-Hotel

Ersten Ranges. Am Bahnhof und Dom. Zimmer von 3,50 Mark an. Mit Privatbad von 7 Mark an.

Köln - Savoy-Hôtel am Dom, erstes Familien-Hôtel.

Neu: Grillroom und Hôtelbar.

Köln : Hôtel Continental : am Dom :

1912 umgebaut. Zimmer zu Bad.

Luzern Hôtel Schweizerhof

600 Betten, in schönster Lage am See, moderner Komfort, fast alle Zimmer m. Privatbad u. laufend. Wasser. Grosses Restaurant mit Terrasse im Freien. Bes. Gebrüder Hauser.

Salzburg - Hotel Pitter

Familienhaus I. Ranges. — Frei gelegen, in der Nähe sämtlicher Bahnhöfe und elektrischer Verbindungen. — Neuzeitige Einrichtungen.

STRASSBURG i. E.

Palast-Hotel Rotes Haus

ERSTEN RANGES

:: Prächtiger Neubau ::

Ruhige, schönste Lage

— AUTO - GARAGE —

Wiesbaden = Der Nassauerhof, hochvernehmes

Hotel in freier bevorzugter Lage gegenüb. Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Badhäuser mit direkt eig. Kochbrunnenzuluß. 100 Wohnung. u. Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

Wiesbaden - Hôtel Aegir

I. Ranges. Neben Kurhaus und Hoftheater. Renoviert. Thermo-Isolierung in jeder Etage. Neuer Besitzer.

HUGO KLOSE

==== **Kaffee - Grossrösterei** ====
Kolonialwaren - Grosshandlung

HAUPTGESCHÄFT:

BERLIN W. 66, Mauerstrasse 76, neben der Reichspost

KONTOR UND VERSAND:

BERLIN W. 66, Mauerstrasse 91

Tel. Amt Centrum 1416 und 191

Filiale A:

Wilmsdorf, Nürnbergerpl. 2
Tel. Amt Pfb. 2400

Filiale B:

Charlottenburg, Kaiserdamm 115
Tel. Amt Charl. 8473

Schriftsteller !!

Belletristik und Essays gesucht
zur Veröffentlichung in Buchform!
Erdegeist-Verlag, Leipzig 13.

KOPPSCHA
desinfizierendes
Inhalationsmittel
bei Schnupfen, Keuchhusten, Infekten
Anwendung ohne Apparat
möglich

Schutzmittel **Arztlich erprobt**

Überall in Apotheken, Drogerien
Preis: 2 Schkatellen 20 G. 5 Schkatellen 1 Mark.

W. KOPPSCHA BERLIN-FRIEDAU

Lyryst-Kunstspiel-Apparat

— wird in jedes vorhandene Instrument, Flügel, sowie Piano eingebaut, —
 der nicht in der Lage ist, ein Instrument vollkommen mit
Jeder Musikfreund, der Hand zu spielen, verlange unseren Probe-Katalog und
 Broschüre über Lyryst-Instrumente.

Loebchen entsetzt Jeder mit
Lyryst Kunstspiel
 Apparat.



Grosses Lager
 von

**Pianos, Flügeln und
 Harmoniums**

in hervorragender Tonschönheit
 in allen Preislagen und Stufen.

Lyryst-Flügel von M. 2000 an.

Lyryst-Pianos von M. 1600 an.

Gelegenheitskäufe stets am Lager.

G. Klingmann & Co., Berlin SO.

Gegründet 1869.

Pianoforte- und Flügelfabrik.

Wiener Str. 36.

Hoflieferanten Sr. Majestät des Königs von Spanien.

Stadtverkaufsräume und tägliche Vorführungen: Bülowstrasse 11.

Preis: EINE Mark 8: Pfg.

Der Verleger bittet diejenigen Leser der „Zukunft“, die Paul Rohrbachs Buch vom „**Deutschen Gedanken in der Welt**“ noch nicht gelesen haben, sich dasselbe zur Prüfung in einer der besseren Buchhandlungen **zwanglos** vorlegen zu lassen. Man wird für diese Anregung wahrscheinlich dankbar sein.

PROSPEKT frei von Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf.

Interessante Kriminal-Prozesse Von kulturhistorischer Bedeutung aus Gegenwart und Jüngstvergangenheit.

Nach eigenen Erlebnissen v. H. Friedländer, mit Vorwort von Justizrat Dr. Selke-Berlin. Bis jetzt 6 (einz. kauf.) Bände (b. 1800 Seit. à 3 M., geb. à 4 M. Dies. enth. d. spannendst. Proz., z. B. Kwileckiproz., Olle ehrl. Seemann, Raubm. Hennig, Knabenmord in Xanten, Geheime. e. Klosters, Hauptm. v. Cüpenick, Ermord. d. Rittm. v. Krossigk. Hauptprozess, Gönczl. Räuberhauptm. Kneissl, Aug. Sternbergs Sittlichkeitsverb., Tarnowska, Moltke-Harden, Gymnas. Winter-Konitz, Lucie Berlin, Leckart-Lätzow, Hölle v. Mielschien, Minister Rohstrat, Rennfahrer Bremer, v. Heusler, Falsche Hofdame v. Potsdam, etc. **Ausführl. Prospekte** auch ab. and. kultur- u. sitzengeschichtliche Werke grat. franco. H. Barsdorf, Berlin W. 30, Barbarossastr. 21 II.

Sanatorium **Kurhaus Buchheide** — Stettin-Finkenwalde. —

Für Nerven-, Erholungsbedürftige, Herz- und Stoffwech-slerkranke.
Pension täglich 7—12 Mark.
Leitender Arzt: Dr. Mosler.



Kuranstalt **Hainstein**

Eisenach
Wartburg gegenüber)

Winterbetrieb.

Dr. M. L. Köhler.

Privat-Schule.

Reform-Gymnasium Zürich

übernimmt die

Vorbereitung von Erwachsenen (auch Damen) fürs
Abitur in der Schweiz und in Deutschland, ferner die
Vorbereitung fürs Züricher Polytechnikum. Beweg-
liche Klassen, moderner wissenschaftlicher Unterricht.

==== *Jährlich zirka 40 Abiturienten.* ====

1/2 Mann

der keine gute Uhr trägt. Andere kommen ihm oftmals im Leben nur deshalb zuvor, weil sie in wichtigen Momenten pünktlich zur Stelle waren, einen Entschluß noch rechtzeitig fassen konnten. Pünktlichkeit ist Ordnung, Ordnung aber ist das Prinzip für die Entwicklung aller Dinge zwischen Himmel und Erde. Wer sein Schicksal meistern will, erwerbe zunächst einen verlässlichen Zeitmesser.

Prachtkatalog kostenlos über Uhren für Beruf,
Sport, Luxus, über moderne Schmucksachen von

Corania-Gesellschaft m. b. H., Abt. U. Z., Berlin SW 47.

Zielgewährung bei kleinen Monatszahlungen.

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4-7 Zimmern fertiggestellt und per sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebenglass versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Hängelampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Ausser den bereits vorhandenen 5 Strassenbahnen 70, 73, 96 E, 99 und 35 werden zwei neue Linien noch im Laufe dieses Jahres in Betrieb genommen. Die Fahrzeiten vom Eingang des Tempelhofer Feldes betragen:

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Ritterstrasse-Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhofsplatz ca. 15 Minuten.

Eine der neuen Linien führt von der Dreieck-Ecke Katzbachstrasse in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, befindet sich bereits im Bau und wird noch in diesem Jahre fertiggestellt.

Auskünfte, sowohl über die zum 1. Oktober d. J. wie die zum 1. April n. J. zu vermietenden Wohnungen werden im Mietpavillon am Eingang des Feldes, Telephon Amt Tempelhof Nr. 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Waschtroiketten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.

Bayerisches Viertel

Unser, diesseits des Stadtparks, zwischen den Untergrundbahnhöfen Bayrischer Platz und Stadtpark am Rathaus belegenes Gelände wird jetzt baureif hergestellt. Wir stellen das Terrain parzellenweise zum Verkauf. Auskunft im Bureau, vormittags 10 bis 1 Uhr.

Berlinische Boden-Gesellschaft

Charlottenstrasse 60 III

Unser Jahrbuch

Graphische Tabellen und finanzielle Mitteilungen Fünfter Jahrgang

ist erschienen und wird an Interessenten kostenfrei versandt von den herausgebenden Bankfirmen

EMIL WECHSLER & Co.
BERLIN, Unter den Linden 131

SIEGFRIED FALK
DÜSSELDORF

Fabrikanten und Exporteure,

die ihre Erzeugnisse in den Vereinigten Staaten einzuführen wünschen, wollen sich gefälligst mit uns in Verbindung setzen. Unsere Methode bringt ausserordentliche Resultate, indem wir in den grösseren Städten Händler finden, die gute Artikel gegen Vorausbezahlung **direkt importieren und forcieren.**

Stanley Advertising Service,
15 West 38-th street, New York.
(Antrag. wird. prompt u. kostenfrei erled.)

Nervosität, geistige Ueberanstrengung, Herzleiden, Altersbeschwerden, Schlaflosigkeit bekämpft man erfolgreich mit

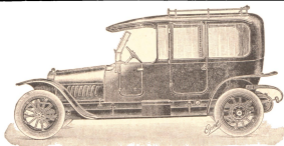
Olosanta - Perlen

Packung A. Mk. 2.—, 10 Hüder Mk. 18.—, Ideales Sauerstoff-Bad.

Zu beziehen durch:
Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co.
Hamburg 1/B. S.

Verfasser

von Dramen, Gesichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschusses hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.



OPEL

An Produktion bedeutendste
Automobil-Fabrik Deutschlands

ADAM OPEL, RUSSELSHEIM a. M.
Filiale Berlin W. 62, Courbièrestr. 14

Polytechnisches Institut **Strelitz**

2 Bahest.
nördl.
v. Berlin.



Abt. für
Maschinenbau, Elek-
trotechnik, Heizung,
Gas- u. Wasserfach,
Handelsingw., Hoch-
bau, Tiefbau, Eisen-
u. Eisenbetonbau.

Vierteljährlich neue
Vorles. Kein Ferien-
zwang. Alle Vor-
kenntn. beruhts., da-
her kürz. Studiend.
Labor. Lehrwerkst.
Jahrespreis 180.
Programm umsonst.

Mitteldeutsche Privat-Bank, Aktiengesellschaft

Aktienkapital 60 000 000. Mark. — Reserven ca. 8 000 000. — Mark.

MAGDEBURG — HAMBURG — DRESDEN — LEIPZIG.

Zweigniederlassungen bzw. Geschäftsstellen in

Aken a. E., Aue i. E., Barby a. E., Bismark i. Altst., Burg b. M., Calbe a. S., Chemnitz, Dessau, Egelh., Eisenack, Eilenburg, Eisenach, Eisleben, Erturt, Finnewalde N.-L., Frankenhausen (Kyth.), Gardsleben, Giechth. Halberstadt, Halle a. S., Helmsedt, Hirschfeld, Heitstedt, Iversgehofen, Jena, Kletze i. Altst., Längensalza, Lommatsch, Meissen, Merseburg, Mühlhausen i. Th., Neubaldensleben, Nordhausen, Oede an, Ocherleben, Ostburg i. A., Oterwieck a. H., Perleberg, Quedlinburg, Riesa, Salzwedel, Saargöhrsen, Schönheide a. E., Schöningen i. Br., S.nitz, Sondershausen, Sroda, Stollberg i. E., Tangerhütte, Tangermünde, Thale a. H., Tor-
gau, Weimar, Wernigerode a. H., Wittenberg (Brz. Hal.), Wittenberge (Bez. Potsdam),
Wolmirstedt (Bez. Magd.), Wurzen i. S., Zeitz, Kommande i. Aschersleben.

Ausführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin Darmstadt

**Düsseldorf Frankfurt a. M. Halle a. S. Ham-
burg Hannover Leipzig Mannheim München
Nürnberg Stettin Strassburg i. E. etc.**

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausgabe von Welt-Zirkular-Kreditbriefen

Zahlbar an über 2000 Plätzen bei ca. 3000 Zahlstellen

Neid

à Stück

50

erregt ein zartes reines Gesicht
u. rosiges jugendfrisches Aussehen.
Alles dies erzeugt die echte
Steckenpferd-Lilienmilchseife



Kalasisiris

D. R. P. Patente aller Reichtstaaten.
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber
eleganz, modgerecht und doch absolut gesund kleiden
wollen, tragen „Kalasisiris“. Sofortiges Wohlbefinden
grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Rein Hochraschen.
Vorziigl. Halt im Rücken. Natürl. Geradehalter. Völlig
freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanks Figur.
Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente
Damen Special-Façons. Illust. Broschüre und Auskunft
kostenlos von „Kalasisiris“ G. m. b. H., Bonn 1

Fabrik und Verkaufsstelle: **Bonn a. Rhein.** Fernsprecher Nr. 363.
Kalasisiris-Spezialge- schäft: **Frankfurt a. M.,** Grosse Buckenheimerstr. 17. Fernspr. Nr. 915.
Kalasisiris-Spezialge- schäft: **Berlin W. 62,** Kleiststr. 25. Fernsprecher 6 A, 19172.
Kalasisiris-Spezialge- schäft: **Berlin SW. 19,** Leipzigerstr. 71/72. Fernsprecher C, 3834.

Was ist

Gerolds veredelter Cabinet Caffee?

Beste vollwertiger Bohnenkaffee,
auch für Nervöse, Herz- und Magenleidende
p. Pfd. M. 1,60 — 1,80 — 2,00 — 2,40.

Spezialmarke der Firma

Johannes Gerold Unter den Linden 24.
Lützowstrasse 94.

Hof- u. Kgl. Hoheit des Kronprinzen.

Newyorker „GERMANIA“ Lebens - Vers. - Ges., BERLIN

Total-Aktiva am 31. Dez. 1911	M. 196,580,983
Reiner Ueberschuss, Gewinn-Reserve, Sicherheits-	
Kapital, Extra-Reserve	29,630,786
Vermehrung der Aktiva	1911: 6,123,318
Bar-Einkommen	32,394,365
Versicherungen in Kraft für	551,514,579

Bisherige Auszahlungen:

Todesfälle und Lebenspolicen	ca. M. 255 1/2 Millionen
Dividenden	44 1/2

Trotz **ungewöhnlich billiger Prämie** beginnt die **Gewinnverteilung** schon nach **einem Jahre**. Die erste Dividende betrug **ca. 10%** der Prämie. Nach **einem Jahre** sind die Policen **unanfechtbar**, auch bei Duell und Selbstmord. Nach mindestens dreijährigen Bestehen ist **Unverfallbarkeit** absolut **garantiert**; die Versicherung läuft auf Antrag in **voller Höhe** eine Reihe von Jahren weiter, auch wenn weitere Prämien nicht gezahlt werden. Beispiel: Ein 30jähriger versichert M. 10,000, die nach 20 Jahren resp. beim früheren Tode fällig werden, und zahlt nur 3 Jahre Prämien. Trotzdem bleibt er **weitere 13 Jahre 5 Tage** versichert, und es werden, falls er innerhalb dieser Zeit stirbt, die **M. 10,000 ohne Abzug** an die Erben ausbezahlt. Jede gewünschte Auskunft und Offerte erteilt.

die General-Agentur für Berlin und die Provinz Brandenburg

Paul Gerstel & Co., Berlin SW., Zimmerstr. 88.

Agenten gegen Fixum und Provision gesucht.

Grill-Room Berlin W., Motzstr. 22
Inhaber: Paul Ostermann
Vornehmstes Unter-
haltungs-Restaurant
- - in Berlin W. - - **„Pompadour“**

Eine Deutsch-Japanische Eheaffäre hat längere Zeit die Berliner Behörden beschäftigt. Vor etwa einem halben Jahre mietete eine Dame, die sich Frau Professor Kishi nannte, in der Winterfeldtstraße mit ihren beiden Kindern eine Wohnung und lebte dort sehr zurückgezogen. Sie gab an, daß ihr Mann Japaner sei und als Professor und Leiter eines Krankenhauses in Tokio lebe. Sie selbst sei Deutsche, die Kinder seien aber Mischlinge aus dieser japanischen Ehe. Eines Tages waren die Kinder verschwunden. Das Detektivbureau des Kriminalkommissars von Tresckow, Potsdamer Straße 13Aa, wurde durch einen früheren japanischen Regierungsrat Nozomori, der zu diesem Zweck in Europa erschienen war, beauftragt, nach dem Verbleib der Kinder zu recherchieren. Es kam zu einer Strafanzeige und Verhaftung der Frau Professor Kishi. Diese wurde jedoch auf Antrag des Rechtsanwalts Bahn schließlich wieder auf freien Fuß gesetzt. Da nun verschiedene Versuche des Untersuchungsrichters am Landgericht III, das Domizil der Kinder von der Mutter zu erfahren, scheiterten, so wurde das Verfahren fortgesetzt. Frau Professor Kishi blie bei der Behauptung, die Kinder nach dem Ausland gebracht zu haben, während Nozomori den Verdacht aussprach, daß sie ermordet wären. Jetzt ist Frau Kishi plötzlich nach Tokio abgereist, um in der Sache persönlich bei ihrem Mann zu intervenieren. Daraufhin ist das Verfahren in Berlin eingestellt worden.

COGNAC J. & F. MARTELL

gegründet 1715.

FRANZÖSISCHER COGNAC

Natürliches Erzeugnis von im Cognac-Districte geernteten und destillierten Weinen. — Preis M. 7.50 bis M. 30 p.Fl.

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.

Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telephon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.
Telegramm-Adresse: Kronenbank Berlin bzw. Berlin-Börse.

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Spezialabteilung für den An- und Verkauf von Wuxen, Rohrautellen und Obligationen der Rail-, Hölzer-, Erz- und Gullindustrie, sowie Watten ohne Börsenotiz.

An- und Verkauf von Effekten per Cassa, auf Zeit und auf Prämie.

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertraul. Ermittlungen und Beobachtungen jeder Art.

Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 6051. Potsdamerstr. 134a.

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Verwechslung löst nie den Inhalt ahnen, wie ihn tiefe Menschenlieb. wünsch. Aber d. Prospekt enth. ihre Erklärung. Ist istime soziale Führ. d. gz. bestimmte Charakt.-Analys. Briefh. hand-schr. seit 20 Jahr. Für erwachte höh. Interes-gradel „Flüchtiges“ sow. Nachn. u. Mark. un-zuverlässig. P. Paul Liebe, Augsburg I, Z.-Fach.

Steuerberatung

In all' Ihren vertritt und berät
Steuersachen Sie fachmännisch
das Steuerkontor G. m. b. H.
Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 85
Tel.: Amt Lützow 7365.
Prospekt „D“ frei.

== Angrenzend Schreiberhau. ==
Bade- und Luft-Kurort

„Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.
Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau.
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

Erholungsheim

Hötel Sanatorium

Neuzeltliche Einrichtungen, Waldreiche, windgeschützte, nebelfreie Höhenlage. Zentr. d. schönst. Ausflüge in Berg u. Tal. Luftbad, Übungsgapp, alle electr. (sehr billig, da eig. Electr.-Werk) u. Wasseranwendungen (ausschließlich kohlensäure-reiches Quellwasser).
Zimmer mit Verpflegung von M. 6.— ab.
Im Erholungsheim u. Hotel Zimmer mit Frühstück M. 4.— täglich.

Näh.: Camphausen, Berlin SW. 11.

Insertaten-Annahme für „Die Zukunft“ durch **Anzeigenverwaltung Alfred Welner** Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. Zfr. 8740 — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren —

Heidsieck & Co. Reims

Walbaum, Goulden & Co. Successeurs

Maison fondée en 1785.

seit



1818

Monopole sec

Monopole goût américain

Dry Monopole

Vintage 1906.

Zu beziehen durch den Weinhandel.